This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

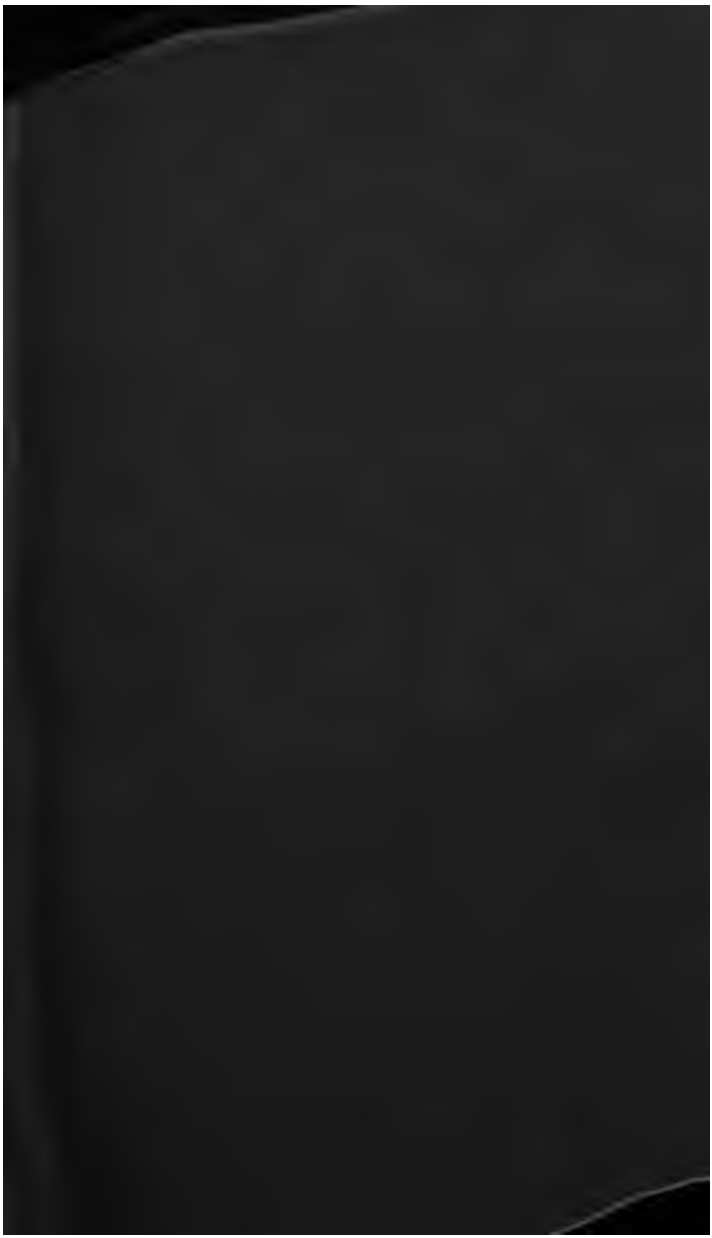
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Universalist Historical Society.
16[illegible]

HARVARD DIVINITY SCHOOL
ANDOVER-HARVARD THEOLOGICAL LIBRARY

From the collection
of the
UNIVERSALIST HISTORICAL
SOCIETY



Theon

Ein Gespräch

über

unsre Hoffnungen nach dem Tode.

By
[Tittman, Joh. Aug. Heinr.]

Leipzig
bey Karl Tauchnitz
1801.

BT
901
.T5

Seinem

theuren Freunde

dem Herrn

Commissionsrath Martin

?

gewidmet.

Vorrede.

Die Gründe für unſere Hoffnungen nach dem Tode zur Beruhigung für jeden, dem es um gewiſſe Ueberzeugung zu thun iſt, darzuſtellen, iſt die Abſicht bey der Herausgabe dieſer Schrift geweſen. Es ſollte gezeigt werden, was der Menſch hoffen dürfe, und warum er es hoffen müſſe.

Beydes, glaube ich, iſt eins; denn der über ſeinen eignen Glauben aufge-

klärte Menſch erlaubt ſich nichts, was er nicht muß. Aber daß es dennoch ſo wenige giebt, die einen feſten Glauben haben, hat mich veranlaßt, in dem folgenden Geſpräche die Urſachen aufzuſuchen, warum der Menſch, wenn es zum Treffen kommt, ſo oft mit ſeinen Hoffnungen im Widerſpruche ſteht. Wenige ſind nämlich, die nicht von der Zukunft ſprächen, und doch denken ſie einzig an die Gegenwart; ſie hoffen die Ewigkeit, oder ſie erwarten ſie vielmehr als etwas Unvermeidliches, aber ſie ſind dennoch ohne den Troſt, den ſie den Gläubigen giebt.

Dennoch aber giebt es durchaus nichts, worüber der Menſch gewiſſer zu ſeyn nöthig hätte, als was er nach dem Tode zu hoffen habe. Von dieſer Ge-

wißheit hängt der wahre Gebrauch unſers irdiſchen Daſeyns, und das wahre Selbſtbewußtſeyn unſers innern Weſens ab. Denn ſo wie der Menſch auf der einen Seite durch das, was er werden ſoll, auf die Ewigkeit geführet wird, ſo kann auf der andern jedem, der die Ewigkeit vor Augen hat, in keinem Augenblicke zweifelhaft ſeyn, was er thun ſoll. Aber ſelbſt der Edelſte zweifelt zuweilen; denn der innige Glaube an das Vollkommne, Ewige, iſt das Schwerſte und Letzte; ſo wie überhaupt die höchſte Bildung der Vernunft, nach meiner innigen Ueberzeugung, im Glauben beſteht. Daß das ganze Leben des Menſchen nichts anders ſey, als die Uebung zu dem vollkommnen Daſeyn läßt ſich leichter begreiffen, als in jedem Augenblicke mit inniger

Zuverſicht glauben. Die That lehrt auch hier den Menſchen, und nicht Worte. Daher muß auch der Menſch jenen Glauben erkämpfen, und durch den innern Trieb in ſich erzeugen; aber eben deswegen iſt er auch das Schwerſte, die wahre unvergängliche Frucht des Lebens; denn der Menſch, der ihn beſitzt, iſt allein reif zur Ewigkeit.

Dieſe Ueberzeugung in den Herzen guter Menſchen lebendig zu machen, und ſie über ihren eignen Glauben aufzuklären, iſt, wie geſagt, meine Abſicht geweſen. In wie fern ich ſie erreicht habe, geziemt mir nicht zu beurtheilen.

Aber damit die, welche ein ſchulgerechtes Urtheil darüber fällen wollen, (Gelehrte, für welche, als ſolche, dieſe Schrift gar nicht geſchrieben iſt) den

Geſichtspunkt nicht verkennen mögten, aus welchem ich den Glauben überhaupt für möglich halte, habe ich die Beylage hinzugefügt. Der Gang des Geſprächs würde durch die Unterſuchungen und Beſtimmungen, welche in derſelben vorkommen, nur aufgehalten worden ſeyn, wenn ſie den Perſonen deſſelben ſelbſt in den Mund gelegt worden wären. Man wird aus dieſer Beylage ſehen, daß ich den Glauben durchaus von dem Felde der Speculation in das Gebiet der Freyheit verweiſe, und wird es eben darum natürlich finden, daß er mir als das höchſte, letzte, als das Product der höchſten Freyheit und Thätigkeit der Vernunft erſcheint.

Alles Wiſſen des Menſchen iſt nichtig, aber ſein Trachten,

ſein Streben hat Leben und Wahrheit. Bloß durch Handeln wird der Menſch ſeiner Unſterblichkeit gewiß, ſo wie er durch Handeln, durch Gottesähnlichkeit, Gottes inne wird.

Hiernach brauche ich mich nicht zu entſchuldigen, daß ich auf die ſinnlichen Vorſtellungen von Ewigkeit, Himmel und Wiederſehn nicht Rückſicht genommen habe. Der Grundſatz Pauli, der in moraliſcher Hinſicht eben ſo wahr iſt, als in phyſiſcher, hat mich allein geleitet: Fleiſch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben. Es iſt entweder Neugierde oder ſinnliche Begierde, was den Menſchen zu ſolchen Vorſtellungen hintreibt, und ihn in der Ewigkeit nichts als ein fortgeſetztes irdiſches Daſeyn

erblicken läßt. Dergleichen Dinge sind zur vernünftigen Ueberzeugung des Menschen und zu seiner wahren Beruhigung eben so wenig nöthig, als die so oft abgehandelten Gegenstände der Neugierde, Geister, Geisternähe und Geisterverbindung. Ich habe mir es angelegen seyn lassen, alles zu entfernen, was solchen bildlichen Vorstellungen Nahrung geben kann. Denn im Grunde erweichen sie nur das Gemüth und beschäftigen die Phantasie mit Bildern der Wehmuth; aber zum Glauben gehört Stärke des Geistes, und ein ganz auf das Vollkommnere, Unsichtbare hingerichteter, fester Sinn.

Ueber die Einkleidung des Gegenstandes habe ich wenig zu sagen. Ich wollte nicht Ideale aufstellen, sondern Menschen, denen in dem Triebe nach

Wunſch hinterbracht, ihn wiederzuſehn, und er faßte den Gedanken der Reiſe zu dir mit größerer Lebhaftigkeit auf, als wir gedacht hatten. Doch bald verſank er wieder in Träumereyen, und behauptete, was er ſchon mehrmals gethan hatte, daß er ſich nie von dem Orte trennen werde, wo die ſchönſte Roſe ſo früh verblüht ſey. Laßt mich hier, ſprach er bittend; ich habe hier das Glück meines Lebens verloren; hier werde ich es bald wiederfinden, und ich will wenigſtens auf der Stelle ſterben, wo ich nicht mit ihr leben konnte. Auch Clementine meint, daß er noch hier bleiben müſſe. Es würde ihm gewiß nicht wohl thun, bey dir in das volle häusliche Leben zu gerathen, woran er doch jetzt mit keinen Empfindungen, als der traurigſten Erinnerung, Theil nehmen könnte. Du ſollſt ihn noch einige Zeit ſich ſelbſt und ihrer Sorge überlaſſen; ſie wolle das Mögliche thun, damit ihn bald wieder nach dem Leben verlange.

Wie weit die Heilung ſeiner Seele gediehen ſey, magſt du aus folgenden Geſpräche beurtheilen, das wir jüngſt mit ihm hatten. Ich habe es für dich niedergeſchrieben, meine Theure, weil du, bey dem letzten Abſchiede von Allwina ſelbſt den Wunſch äußerteſt, von der Vernunft die Gründe zu hören, worauf dein Herz ſeine heiligſten Hoffnungen baute.

Laßt uns unſerm Herzen folgen; ſagte Allwina. Es liegt mehr Seligkeit in der Gewißheit eines reinen Herzens, als alle Vernunft begreifen kann.

Und ſie hat Glauben behalten, die Verklärte, bis ans Ende; du wirſt das ſchöne Zeugniß ihres Sieges über die Sterblichkeit in dem Berichte ihrer edeln Schweſter finden, die mir ihre Unterredung mit der Verſtorbenen in dem Geſpräche mittheilte, das ich dir ſende. Empfange es alſo als das Vermächtniß einer edeln Seele

ſein Streben hat Leben und Wahrheit. Bloß durch Handeln wird der Menſch ſeiner Unſterblichkeit gewiß, ſo wie er durch Handeln, durch Gottesähnlichkeit, Gottes inne wird.

Hiernach brauche ich mich nicht zu entſchuldigen, daß ich auf die ſinnlichen Vorſtellungen von Ewigkeit, Himmel und Wiederſehn nicht Rückſicht genommen habe. Der Grundſatz Pauli, der in moraliſcher Hinſicht eben ſo wahr iſt, als in phyſiſcher, hat mich allein geleitet: Fleiſch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben. Es iſt entweder Neugierde oder ſinnliche Begierde, was den Menſchen zu ſolchen Vorſtellungen hintreibt, und ihn in der Ewigkeit nichts als ein fortgeſetztes irdiſches Daſeyn

Portia, drüben über den Urnen, wie ist es
ganz anders,
Als wir dachten —

Messias, VII. Ges.

Es war ein heitrer Märztag, als Clementine mir sagen ließ, daß sie nach Tische mit Theon ein wenig aufs Feld gehn wolle; es werde ihr lieb seyn, wenn ich mit ginge. Ich sagte es zu; und so gingen wir über die Wiese seitwärts des Thores, hinter der Mühle weg, wo du, Liebe, im vorigen Frühlinge noch, mit Allwinen die Nachtigallen belauschtest. Stumm war Theon mitgegangen, während wir viel von diesem und jenem sprachen, um ihn zu zerstreuen. Die frische und doch labende Frühlingsluft hatte uns mit dem Gefühle erfüllt,

dem Vollkommnern, ihr eignes Daseyn klar wird. Ich hoffe daher, daß das Ganze denen verständlich seyn wird, denen es, um ihres Gewissens willen, um feste Ueberzeugung zu thun ist.

Am 1. August 1801.

T.

Theon.

An

Diodime.

Als wir das letztemal beysammen waren, dachten wir wohl nicht an die plötzliche Trennung unsers Kreises; — weine nicht, du Gute, sagte Allwina mit tröstendem Lächeln zu dir, bald sehen wir uns wieder. — Es war einer der letzten schönen Tage des scheidenden Jahres; in den matten Blicken der Sonne lag die Feyer unsrer Trennung; sprachlos hieltet ihr euch umfaßt, und eure Seelen empfanden nichts, als ihre ewige Freundschaft bey dem Schmerze des Abschieds. Allwina brach zuerst das tiefe Schweigen, und tröstete dich und den Geliebten mit den Worten: wir sehen uns wieder!

Und du sahst sie nicht wieder; die Nachricht von ihrer Krankheit brachte wenige

„Freunde, hier auf der Stätte des Todes, auf dem Felde, wo die Saat der Zukunft entgegenschlummert, hier laßt uns den ewigen Bund der Tugend und Freundschaft befestigen!“ — da war uns die Vergänglichkeit ein kurzer Traum, und die Ewigkeit der Morgen, an dem wir erwachen; da waren wir voll Hoffnungen eines thatenreichen Lebens, ohne Furcht vor der Zukunft!

Wohl erinnere ich mich noch jener Nacht, und meiner seligen Empfindung, sagte ich; ich werde sie nie vergessen. Aber hat uns unsre Hoffnung getäuscht? haben wir nicht gehalten, was wir damals gelobten? Zwar ist uns Theages vorangegangen, und der erste gewesen, der die Vergänglichkeit überwunden hat, — aber erinnere dich seines letzten Grußes: „mein Herz wird nicht mehr für euch schlagen, wenn ihr dieß leset; aber so wahr ich zur Ewigkeit eingehe, werde ich euch ewig lieben, und bald sehn wir uns wieder!“ Laß uns der Tugend treu blei-

ben, mein Theurer, und feſt an dem Glauben halten, den ſie allein den Menſchen giebt; und nie wird uns der Traum dieſes Lebens gereuen!

Aber warum ſoll der Menſch mit leeren Hoffnungen ſich täuſchen? Was ſoll er ſich mit unverzeihlicher Sicherheit der Gefahr ausſetzen, bey dem Erwachen aus ſeinen Träumen an den Abgrund der Verzweiflung zu gerathen? Auch ich war noch vor kurzem ein ſolcher Thor; aber ich habe für die Kühnheit und Sicherheit meiner Hoffnungen fürchterlich gebüßt. Eine Zerrüttung des Gemüths, die ich nicht für möglich gehalten hätte, war meine Strafe, daß ich geträumt hatte. Nun bin ich erwacht, um nie wieder zu träumen; und wenn ihr mich liebt — ſucht mich nicht wieder von Neuem zu täuſchen.

Lieber, nahm hier Clementine haſtig das Wort, du läſterſt dein eigenes Herz. Ich fühle es ſo gut wie du, daß der Menſch

Wunsch hinterbracht, ihn wiederzusehn, und er faßte den Gedanken der Reise zu dir mit größerer Lebhaftigkeit auf, als wir gedacht hatten. Doch bald versank er wieder in Träumereyen, und behauptete, was er schon mehrmals gethan hatte, daß er sich nie von dem Orte trennen werde, wo die schönste Rose so früh verblüht sey. Laßt mich hier, sprach er bittend; ich habe hier das Glück meines Lebens verloren; hier werde ich es bald wiederfinden, und ich will wenigstens auf der Stelle sterben, wo ich nicht mit ihr leben konnte. Auch Clementine meint, daß er noch hier bleiben müsse. Es würde ihm gewiß nicht wohl thun, bey dir in das volle häusliche Leben zu gerathen, woran er doch jetzt mit keinen Empfindungen, als der traurigsten Erinnerung, Theil nehmen könnte. Du sollst ihn noch einige Zeit sich selbst und ihrer Sorge überlassen; sie wolle das Mögliche thun, damit ihn bald wieder nach dem Leben verlange.

Wie weit die Heilung ſeiner Seele gediehen ſey, magſt du aus folgenden Geſpräche beurtheilen, das wir jüngſt mit ihm hatten. Ich habe es für dich niedergeſchrieben, meine Theure, weil du, bey dem letzten Abſchiede von Allwina ſelbſt den Wunſch äußerteſt, von der Vernunft die Gründe zu hören, worauf dein Herz ſeine heiligſten Hoffnungen baute.

Laßt uns unſerm Herzen folgen; ſagte Allwina. Es liegt mehr Seligkeit in der Gewißheit eines reinen Herzens, als alle Vernunft begreifen kann.

Und ſie hat Glauben behalten, die Verklärte, bis ans Ende; du wirſt das ſchöne Zeugniß ihres Sieges über die Sterblichkeit in dem Berichte ihrer edeln Schweſter finden, die mir ihre Unterredung mit der Verſtorbenen in dem Geſpräche mittheilte, das ich dir ſende. Empfange es alſo als das Vermächtniß einer edeln Seele

an dich, du so sehr von ihr geliebte, als einen tröstenden Zuruf aus der Ewigkeit, wo sie nun weilt, die ewig Unvergeßliche. Theon grüßt dich mit herzlicher Liebe; tausend Grüße von Clementinen! Von mir die einfache Versicherung unvergänglicher Freundschaft! Lebe wohl!

Portia, drüben über den Urnen, wie ist es
ganz anders,
Als wir dachten —

Messias, VII. Ges.

Es war ein heitrer Märztag, als Clementine mir sagen ließ, daß sie nach Tische mit Theon ein wenig aufs Feld gehn wolle; es werde ihr lieb seyn, wenn ich mit ginge. Ich sagte es zu; und so gingen wir über die Wiese seitwärts des Thores, hinter der Mühle weg, wo du, Liebe, im vorigen Frühlinge noch, mit Allwinen die Nachtigallen belauschtest. Stumm war Theon mitgegangen, während wir viel von diesem und jenem sprachen, um ihn zu zerstreuen. Die frische und doch labende Frühlingsluft hatte uns mit dem Gefühle erfüllt,

das ich wenigſtens immer habe, wenn ſich die Jahreszeit ſcheidet, und das ſo viel Aehnlichkeit mit dem Vorgefühle naher Trennung hat.

Aber als wir in das Hölzchen traten, und dein und Allwinens Lieblingsplätzchen erblickten; als eine leiſe Luft den Lerchenbaum bewegte, unter dem ihr immer ſaßet, und die verdorrten Blätter, die wie verwelkte Todenkränze an den Bäumen hingen, um uns flüſterten, wie das Wehen eines Geiſtes; als wir von fern das Rauſchen des Bachs vernahmen, der von dem Dörfchen hinter dem Holze herkommt; und als die Sonne freundlich das junge Grün der nahen Wieſe und die ſchwellenden Knospen der Thränenweide am Bache beſchien; und als wir verſtummten vor der Macht der wiederauflebenden Natur, und vor dem ſchmerzlichen Gefühle unſrer wieder aufgerißnen Wunden, und Clementine, um ihre Wehmuth zu verbergen, ſich von uns

wandte, als lauſchte ſie auf das Flüſtern des Buſches — da fiel Theon mit wehmüthigen Klagen an meine Bruſt, und heiße Thränen rollten ſeine Wagen herab. Lange hing er in meinen Armen, bis Clementine hinzutrat, und mit freundlichen Worten ſagte:

Lieber, ſo traurig und ohne Hoffnung, mitten unter den Scenen des Erwachens? Siehe, wie die Natur neuen Hoffnungen entgegen lacht, wie ſie ſich ſchmückt, um mit neuen Freuden ihre Kinder zu ſegnen —

Und um den Todtenkranz unſrer Hoffnungen zu winden, ſprach er mit leiſer, klagender Stimme. Dieſes Erwachen der Natur, was iſt es anders, als eine Täuſchung, wobey wir auf Augenblicke vergeſſen ſollen, daß wir auf Gräbern wandeln, die über lang oder kurz unter uns zuſammen ſtürzen, und uns hinabreißen in die Nacht, der keiner entfliehen kann? — Ach, wer ſich täuſchen laſſen könnte von dem Lächeln, mit

dem uns das Leben empfängt, wenn wir mit kindlicher Unbefangenheit in die Welt treten; der müßte im Frühling seines Lebens entschlummern, wie der bewußtlose Säugling an dem Busen der liebenden Mutter; der müßte keinen Winter erlebt haben, der unsre Freuden und Hoffnungen begräbt. Was ist der Wechsel der Natur anders, als das Bild des Menschenlebens, das nur selten den Herbst erreicht? Meine Täuschung ist geschwunden, und ich gleiche einem Unglücklichen, der auf seinem harten Lager aus einem Schlafe erwacht, wo ihm von einem großen Glücke träumte. —

Aber ist der Traum dieses Lebens, fiel Clementine ein, ohne alle Bedeutung und Wahrheit? Ist nicht der Zustand des Träumens der Mittelzustand zwischen Schlummern und Erwachen? Und dieß Leben, das man so oft mit einem kurzen Traume vergleicht, mag wohl mit Recht ein Traum genannt werden, da es dem Erwachen vorhergeht.

Ein Traum, fuhr er fort, mag es heißen; aber wehe dem, der ſich nie einbildete, hier ſchon aus demſelben zu erwachen. Du kenneſt mich von Jugend auf, lieber Sophron; du weißt, ich habe ſonſt auch geträumt, und die frohſte Gegenwart war uns ja immer nur das Bild unſerer kühnſten Erwartung. Erinnerſt du dich noch jener ſtillen ſternenhellen Nacht, in der wir den Berg beſtiegen, wo ſonſt eine Burg die ganze Gegend beherrſchte? wo du und ich und Theages zwiſchen den Ruinen, die der eben aufgehende Mond beleuchtete, uns einander ewige Freundſchaft gelobten? Und als wir dann zurückkehrten, und die Stille der Natur unſer Gefühl bis zur Begeiſterung hob, als wir vor dem Kirchhofe des kleinen Dorfes vorbeywandelten, deſſen Hügel mit ihren buntgemahlten Steinen und Kreuzen uns entgegenſchimmerten, und als wir ſtehn blieben unter der Linde, die am Thore ſtand, und Theages uns ſagte:

„Freunde, hier auf der Stätte des Todes, auf dem Felde, wo die Saat der Zukunft entgegenſchlummert, hier laßt uns den ewigen Bund der Tugend und Freundſchaft befeſtigen!“ — da war uns die Vergänglichkeit ein kurzer Traum, und die Ewigkeit der Morgen, an dem wir erwachen; da waren wir voll Hoffnungen eines thatenreichen Lebens, ohne Furcht vor der Zukunft!

Wohl erinnere ich mich noch jener Nacht, und meiner ſeligen Empfindung, ſagte ich; ich werde ſie nie vergeſſen. Aber hat uns unſre Hoffnung getäuſcht? haben wir nicht gehalten, was wir damals gelobten? Zwar iſt uns Theages vorangegangen, und der erſte geweſen, der die Vergänglichkeit überwunden hat, — aber erinnere dich ſeines letzten Grußes: „mein Herz wird nicht mehr für euch ſchlagen, wenn ihr dieß leſet; aber ſo wahr ich zur Ewigkeit eingehe, werde ich euch ewig lieben, und bald ſehn wir uns wieder!“ Laß uns der Tugend treu blei-

ben, mein Theurer, und feſt an dem Glauben halten, den ſie allein den Menſchen giebt; und nie wird uns der Traum dieſes Lebens gereuen!

Aber warum ſoll der Menſch mit leeren Hoffnungen ſich täuſchen? Was ſoll er ſich mit unverzeihlicher Sicherheit der Gefahr ausſetzen, bey dem Erwachen aus ſeinen Träumen an den Abgrund der Verzweiflung zu gerathen? Auch ich war noch vor kurzem ein ſolcher Thor; aber ich habe für die Kühnheit und Sicherheit meiner Hoffnungen fürchterlich gebüßt. Eine Zerrüttung des Gemüths, die ich nicht für möglich gehalten hätte, war meine Strafe, daß ich geträumt hatte. Nun bin ich erwacht, um nie wieder zu träumen; und wenn ihr mich liebt — ſucht mich nicht wieder von Neuem zu täuſchen.

Lieber, nahm hier Clementine haſtig das Wort, du läſterſt dein eigenes Herz. Ich fühle es ſo gut wie du, daß der Menſch

für dieses Leben wenig mit Sicherheit zu hoffen habe: was er für dieses Leben bedarf, bleibt zum größten Theile blos der Gegenstand seiner Wünsche, und selbst der Glücklichste sinkt mit neuen unerfüllten Wünschen ins Grab. Kannst du glauben, daß deine Freunde, die deinen Verlust kennen, und mit dir ihn fühlen, dich überreden wollen, dich neuen Hoffnungen hinzugeben, die ein Augenblick vernichten kann? Du kennst meine Aengstlichkeit, daß der Mensch auf nichts zu sicher rechnen dürfe; du hast mich oft deshalb getadelt, und die Ungläubige gescholten, wenn ich voll Ahndung der veränderlichen Zukunft war. Aber giebt es nicht einen Glauben, der fester gegründet ist, als die Hoffnungen dieses Lebens? Giebt es keine Hoffnungen, die sicherer sind, als alles, was das Glück unsern kühnsten Wünschen bieten kann? Kannst du diese Hoffnungen aufgeben, du, der Tugend Freund, Allwina's Geliebter, der Gläubigen, der

Zukunft vertrauenden Seele? Sie iſt dorthin gegangen und du kannſt zweifeln? —

Du verſteheſt mich falſch, meine Theure, Schweſter Allwina's! fiel Theon ein. Blos von dieſes Lebens Hoffnungen war die Rede. Laß mich kurz ſagen, wie ich darüber denke, oder, wenn du willſt, wie ich jetzt darüber empfinde. Wenn wir unſer eignes Bewußtſeyn erhalten, kommt uns die Welt, und alles was uns umgiebt, mit tauſend Hoffnungen entgegen; Leben und Hoffen iſt eins bey dem Menſchen. Unſer ganzes Leben geben wir an Hoffnungen hin; täglich reizt uns ein neuer Wunſch zu neuen Hoffnungen; ſie ſind das Spielwerk des Kindes, des Jünglings Sporn, des Mannes Stütze, und der Stab des wankenden Greiſes. Es mag nöthig ſeyn, daß der Menſch mit dieſen Täuſchungen das Leben beginne; aber was dem Knaben erlaubtes Spielwerk iſt, entehrt den Jüngling, und des Jünglings unbefan-

gene, kühne Erwartung ziemt ſich nicht vor den Ernſt des erfahrnen Mannes. Der Augenblick, wo der Menſch jenen Spielwerken der Hoffnung, für dieſes Leben, auf immer entſagt, iſt der Zeitpunkt ſeiner Mündigkeit; denn bisher war das Glück ſein Vormund. Aber in dem Augenblicke, wo der Menſch zu dem wahren Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt, und zur Aufklärung über den Zweck ſeines Daſeyns kommt, iſt auch jenes Losſagen unvermeidlich. Und dann wird und darf der Menſch nie wieder unter die Vormundſchaft des Glücks zurückkehren, und ſich von ſeinem eignen Weſen ſo ſehr entfremden, daß er von Neuem dem Glück gehorche.

Was nenneſt du Glück? unterbrach ich ihn; doch nicht eine Reihe vortheilhafter Zufälle, oder den Zufall ſelbſt? Du weißt ja ſo gut wie ich, daß diejenigen ihrem Verſtande das ſchlechteſte Zeugniß geben, welche, um die Begebenheiten der Welt mit ihren

Geſetzen zu vereinigen, ihre Zuflucht zum Zufall nehmen. Wie können wir überhaupt von einer höhern Ordnung und doch vom Zufalle reden? Hebt nicht eins das andre geradezu auf, wie Verſtand die Thorheit?

Allerdings, antwortete er; auch war dieß nicht meine Meinung. Was ich vorhin Glück nannte, iſt nur in ſo fern zufällig, in wie fern die Erreichung deſſelben nicht von uns, ſondern von Geſetzen abhängt, die wir ſelbſt nicht geben. Blos in ſo fern giebt es etwas Zufälliges, nicht aber, als ob man das ein Ungefähr ohne Urſachen nennen könnte, was ohne unſer Zuthun geſchieht. Findeſt du nach dieſer Erklärung noch einen Anſtoß an dem Ausdrucke, ſo laß uns einen andern wählen. Du weißt, ich haße die Uneinigkeit um bloßer Worte willen.

Ich dächte, verſetzte Clementine, es wäre ein Misverſtand hier faſt unmöglich geweſen; und ich geſtehe, daß ich durchaus nicht an dem Worte anſtieß, weil ich

an den Sprachgebrauch hielt. Aber so macht ihr Männer es immer; ihr nagt an Worten, und während das Weib den wahren Begriff durch ihr Handeln ausdrückt, werft ihr ihm Mangel an Begriffen vor. Der gerade Sinn, der ohne Seitenblicke von dem Worte zur Sache dringt, ist wohl öfter das Eigenthum des Weibes, als das Organ in euern Schulen.

Aber das Schwatzen haben beyde gemein; unterbrach ich sie. Laß uns hören, wie du es anfingst, den Sinn, den Theon mit dem Worte „Glück“ verband, sogleich zu fassen. Du habest dich, sagtest du, an den gewöhnlichen Gebrauch des Wortes gehalten.

Und ich glaube, antwortete sie, mit Recht. Denn nach demselben nennen wir Glück, was von außen kommt, und uns ein Gut dünket. Aber daß wir damit gewöhnlich die Vorstellung des Zufälligen verbinden, kommt, deucht mir, daher, weil das

Selbſtbewußtſeyn uns richtiger als die Begierde leitet.

Du ſprichſt ziemlich undeutlich, um etwas zu erklären, was dir ſo deutlich vorkam; entgegnete ich.

Weil wir, fuhr ſie fort, die Erreichung alles deſſen, was wir von der Außenwelt begehren, nicht als unſer eignes Werk anſehn können; vielmehr den genauen Zuſammenhang unſrer Thätigkeit mit dem, was uns von der Außenwelt zu Theil wird, nicht gewahr werden, ſondern eben ſo oft vermiſſen, als bey dem, was wir, trotz unſrer Anſtrengung, entbehren, ſo können wir nicht vom Glücke reden, ohne an den Zufall zu denken. Der Menſch fühlt ſich, in wie fern er der Außenwelt angehört, mit ihr verbunden iſt, und auf ſie wirken ſoll, dem Glück ausgeſetzt, oder welches einerley iſt, dem Zufalle unterworfen; in wie fern Wunſch und Erfüllung, That und Erfolg nicht in einem Willen liegt, und der Menſch es alſo nicht

dem seinigen zuschreiben darf, wenn beydes verbunden ist; wenn gleich das für uns zufällige, das heißt, das durch unsre Thätigkeit nicht hervorgebrachte, nichts weniger, als gesetzlos in Ansehung seiner Ursache ist.

Du hast meine Meinung ganz richtig gefaßt, sagte Theon; und nach deiner Erklärung vermuthe ich, daß du mit mir mehr übereinstimmst, als du selbst glaubst.

Nicht so ganz, wie du denkst, antwortete sie schnell. Denn wenn Glück und Zufall nur nach der Vorstellung des Menschen Statt findet; wenn du selbst zugiebst, daß alles, was der Mensch Glück und Zufall nennt, von Gesetzen abhänge, die nicht die seinigen sind, wie kannst du behaupten, daß der Mensch sich davon unabhängig machen müße? Es wird ihn, wenn er auch nicht gehorchen wollte, selbst wider seinen Willen beherrschen. Am klügsten ist es, da nachzugeben, wo er nichts ändern kann.

Im Ernſte kannſt du das unmöglich ſagen, und ich vermuthe, daß du mich nur in Streitigkeiten verwickeln willſt, um dir ein Feſt zu geben, ſagte Theon etwas ernſt und haſtig.

Meine Meinung, verſetzte ſie, darf dich nicht kümmern. Aber hören mögte ich doch, was du ſagen würdeſt, wenn einer von der Schaar, die den Menſchen für einen Ball hält, mit dem das Schickſal ſpielt, dir jenen Einwurf machte. Ich fühle es innig, daß mit jener Unabhängigkeit die Freyheit des Menſchen, und mit dieſer ſein eignes wahres Weſen verlohren gehen müſſe; ich weis es, daß der Menſch allein dadurch groß iſt, daß er durchaus nicht unterliegen muß, daß er ſein Schickſal ſelbſt in dem Augenblicke überwinden kann, wo er ganz von demſelben beſiegt ſcheint; — und daß es mehr iſt, als ein Traum, größer ſeyn als ſein Unglück.

Und biſt dennoch nicht mit mir einig? fragte Theon.

Weil ich nicht finden kann, daß man, um ſeines Glückes Herr zu ſeyn, der Außenwelt entſagen müſſe. Denn das ſollte doch das Ende deines vorhin angefangenen Bekenntniſſes ſeyn; antwortete Clementine.

Wie wäre es anders möglich? ſagte er. Kann ich Herr des Glücks und frey von der Herrſchaft des Zufalls ſeyn, wenn ich nur die geringſten Anſprüche an die Außenwelt mache? Jedes Bedürfniß macht mich abhängig von dem Gegenſtande, deſſen ich bedarf; jede Anforderung, die ich an etwas außer mir mache, raubt mir einen Theil meiner Freyheit. Ich begehre, wünſche, hoffe und erwarte ein Gut, das nicht in mir liegt; in dem Augenblicke wird ein Theil meines Weſens abhängig von der Außenwelt; und da, wie du ſelbſt vorhin ſagteſt, alles, was außer uns iſt, nicht in unſrer Macht ſteht, ſo muß ich mich entweder unter die Herrſchaft des Glücks begeben, bereit,

von ihm zu empfangen, was es mir zuwirft, oder gar nichts von ihm begehren, und mich ganz von der Außenwelt losſagen, wenn ich unabhängig ſeyn will. Ob wir viel oder wenig von dem Glücke verlangen, macht keinen Unterſchied; auf jeden Fall iſt die traurigſte Sclaverey unvermeidlich. Verräth dich ein Wunſch, eine Begierde an die Außenwelt, ſo wird das Glück ſich deiner gewiß bald ganz bemächtigen. Sobald alſo der Menſch, wie ich vorhin ſagte, zu dem Bewußtſeyn gelangt, daß er Herr ſeyn ſoll über ſich ſelbſt, daß er in ſich den Zweck ſeines Daſeyns ſuchen und finden ſoll, daß er, um ihn zu erreichen, frey und unabhängig von aller fremden Macht auf Erden ſeyn muß, ſobald wird er ſich losſagen müſſen von der Außenwelt, er wird auf jedes ihrer Güter Verzicht thun, jeden Wunſch derſelben aufgeben, und jede Hoffung unterdrücken müſſen, die ihm das Glück gewähren ſoll.

ntwortete Clementine, der
dieß; und wenn er es müßte,
Möglichkeit keine Frage; aber
nicht erwiesen, daß es nöthig
sey. Laß mich dir sagen, welchen Ausweg
ich für möglich halte.

Den deine Lüsternheit nach der Welt
dir wahrscheinlich geöffnet hat, unterbrach
sie Theon. Aber rechne nicht darauf, daß
ich mich bewegen laße, ihn zu suchen.

Nenne es, wie du willst, fuhr sie fort;
ich denke doch, du wirst am Ende mir fol-
gen, wenn du auch jetzt noch mit Starrsinn
gegen das Schicksal dich auflehnst. Nach
meiner Meinung suchst du dich unabhängig
zu machen von dem Glück, und wirst nicht
gewahr, daß du vor ihm fliehst, statt es zu
beherrschen.

Wie meinst du das, fragte er; rechtfer-
tige dich wegen dieser Beschuldigung.

Du meinst, sagte sie, durch deine Los-
sagung von der Außenwelt habest du das

Glück überwunden, und siehst nicht, daß du ihm blos den Rücken zukehrst. Aber nur der überwindet den Feind, der seinen schädlichen Einfluß vernichtet, und ihn zwingt, ihm zu dienen, ohne von ihm abhängig zu seyn. Auch ich sehe die Abhängigkeit von der Außenwelt und ihren Gütern für einen Feind an, der uns um unsre Selbstständigkeit, um unsre Ruhe, ja um unsre Tugend zu bringen droht. Aber ich weis auch, daß ich die Außenwelt nicht entbehren kann, und was du auch sagen magst, ihr Einfluß auf uns ist hier stets unvermeidlich. Du müßtest ja thätig seyn, und zugleich auf den Erfolg Verzicht thun können, wenn dir derselbe gleichgültig seyn sollte. Laß uns also vielmehr diesen Einfluß unschädlich machen, daß er weder unsre Selbstständigkeit vernichten, noch unsre Ruhe stören, noch unsre Tugend erschüttern könne, und laß uns dabey die Außenwelt so viel brauchen und nützen, als es möglich

ist. Es ist Thorheit, zu sagen: weil meine Hoffnung auf die Güter dieser Erde nicht sicher ist, so will ich gar nichts hoffen. Ich sage blos: darum will ich nicht gewiß darauf rechnen. Und warum sollte ich, weil einer meiner Wünsche nicht erfüllt ward, mich abschrecken lassen, etwas neues zu wünschen? Heißt das nicht trotzig werden, wie ein Kind, das zweymal umsonst bat? Laß uns nur bescheidner wünschen, laß uns dabey stets die Möglichkeit vorstellen, daß wir wieder getäuscht werden, und der Wunsch wird uns nichts schaden. Nichts zu wünschen, ist unmöglich, und ohne Hoffnung handeln, widerspricht unsrer Thätigkeit. Aber bey dem Wunsche bescheiden, und demüthig zu seyn in der Hoffnung, dieß ist die Weisheit, wodurch wir von dem Glücke unabhängig werden; und das Glück muß uns nützlich werden, so wenig uns auch das Unglück schadet. Laß uns hoffen, Lieber; wir müssen nun einmal im Glauben leben,

und auf Glauben handeln. Und dann fühlen wir ja in uns Stärke und Kraft genug, die uns, wenn es nöthig ist, alles entbehren läßt, und wir entbehren es dann mit frohem Muthe und mit eben der Freudigkeit, mit der wir das Gute genießen und das Bessere erwarten.

Unter diesem Gespräche waren wir unvermerkt auf den Rückweg gerathen; und als Clementine geendigt hatte, befanden wir uns nahe an dem Thore, aus dem wir gegangen waren.

Wie sind wir hierher gerathen? sagte Theon, der bey der letzten Rede Clementinens ungläubig den Kopf geschüttelt hatte.

Wie ans Ende unsers Lebens, antwortete sie, das wir immer in Uneinigkeit mit unsern Wünschen und Hoffnungen zubringen, bis es zu Ende ist. Doch laß das, Lieber! Wie, wenn Sophron diesen Abend mit uns zubrächte? Du würdest uns und

unſerm guten Vater gewiß willkommen ſeyn, ſagte ſie, indem ſie ſich fragend zu mir wandte.

Sehr gern, erwiederte ich, bleibe ich bey euch; und ſo gingen wir zuſammen nach ihrer Wohnung.

Clementine bat uns um einige Augenblicke, das Haus zu verſorgen. Indeſſen führte mich Theon ſchweigend auf das Zimmer, das einſt Allwina bewohnte.

Du weißt, daß man ſeinen dringenden Bitten das kleine ſtille Zimmer der Verſtorbenen einräumen müſſen, ſo ſehr man auch Anfangs mit Recht fürchtete, dieſer Aufenthalt mögte ſeinem Schmerze nur zu viel Nahrung geben. Der kleine Streit zwiſchen ihm und Clementinen, die es zugleich mit bewohnt hatte, wurde endlich durch die Großmuth der letztern entſchieden, die ſich erbot, ihm ihr früheres Recht ab-

zutreten. „Ich habe, sagte sie zu mir, nie im Ernste darauf bestanden; sondern ich wollte nur sehn, was diese Anhänglichkeit an den äußern Umständen uns für ihn hoffen ließe.“ Seitdem ist er auch nicht wieder daraus zu vertreiben, und er behauptet, daß er es nicht eher, als nach seinem Tode verlassen könne. Wir lassen ihn dabey, und er befindet sich wenigstens nicht schlechter dadurch. Die Anordnung des Zimmers ist unverändert geblieben; alles steht noch so, wie es bey Allwina's Leben war.

Hier, sprach er mit gepreßter Stimme, hier — und zeigte auf die Stelle, wo das Sopha stand; darüber hing ihr wohlgetroffnes Bildniß, das sie ihm einst in den Tagen glücklicher Liebe schenkte. Lange hing sein Blick an dem Bilde der Verklärten; dann umfaßte er mich innig, und zog mich schweigend auf das Ruhebett. Hier empfing ich ihren letzten Seufzer; sagte er endlich; hier allein ist mir noch erträglich. Mich dünkt,

daß ihr Geist mich hier umschwebe, ich höre ihre Stimme; ich unterrede mich mit ihr, bis ich ermattet in einen bewußtlosen Zustand versinke. —

Aber, fiel ich ihm in die Rede, aber vernimst du keine tröstende Stimme von jenseits? höreſt du dann nicht den Zuruf der Seligen, die aus ihrem glücklichern Aufenthalte dich umschwebt? Freund, ich kenne deinen Verlust, aber doch trauerſt du, als ob du keine Hoffnung hätteſt. Erinnerſt du dich wohl noch jenes glücklichen Abends, wo wir über Vergänglichkeit und ewiges Leben sprachen? Wie schön lehrteſt du jenen Unglücklichen, welche Hoffnungen ihm das ewige Leben verheiße! Und nun du selbst — wie so ganz anders, als damals? Wie ist es möglich, daß du, mit der Hoffnung der Zukunft, die die Tugend dir geben muß, daß du, den Allwina, zuerſt wegen seines zwischen der Gegenwart und der

Zukunft getheilten Sinnes, lieb gewann, so verzweifeln konntest?

Lieber, antwortete er, mache du mir nicht auch noch den Vorwurf, den ich selbst mir in den Stunden größerer Besonnenheit mache. Du hast Recht, daß ich in meinem Unglücke ein neues Beyspiel gegeben habe, in welchen Widersprüchen die Menschen gewöhnlich mit ihren Hoffnungen stehn. Ich gestehe dir auch, daß seit Kurzem zu meiner Betrübniß sich das bittere Gefühl gesellt hat, daß ich mehr von meinem Unglücke überwunden worden bin, als hätte geschehen sollen. Aber ich hoffe, mich wieder zu ermannen, und wenigstens tragen zu lernen, wenn ich auch nie wieder werden kann, was ich einst war. Daher bitte ich euch, zieht euer Herz nicht von mir ab.

Könnten wir dich je verlassen? sagte ich; da du uns gewiß nie verlassen hättest, wie es auch mit uns gekommen wäre. Doch wozu wollen wir uns dieß mit Worten ver-

ſichern, die nur für Fremde ſind, deren Herzen noch ſolche Zeichen bedürfen.

Mein Herz glaubt euch; und ihr wißt noch nicht, wie viel ich in dieſen Tagen blos im Glauben an euch, gethan und geduldet habe. Ich war ja zu kraftlos, um Gründen zu folgen; aber der Glaube, euern Herzen folgen zu können, gab mir mehr Zuverſicht, als alle Gründe. Auch hat mich Clementine verſichert, daß ihr mit mir zufrieden ſeyd; obgleich ihr irdiſcher Trieb mir noch manches Aergerniß giebt.

Nenne es nicht ſo; fiel ich ihm ein. Clementine gehört zu den glücklichen Menſchen, die, ob ſie gleich fühlen, daß ſie Fremdlinge ſind in dieſem Lande, ſich es darum doch gefallen laſſen, und ſich die Pilgerſchaft ſo erträglich als möglich machen. Sie hat gewiß nichts weniger, als den irdiſchen Sinn, der an dieſes Lebens Gütern genug hat, oder vielmehr in ihnen getäuſcht wird; aber ſie hat den Trieb, das

Irdiſche in das Ueberirdiſche zu verwandeln, das Sichtbare durch das Unſichtbare zu veredeln, und das Vergängliche zu dem Unvergänglichen zu benutzen. Könnte Allwina's Schweſter anders denken?

Wie könnte ich zweifeln, antwortete er. Aber laß mich dir jetzt eine Frage vorlegen, die mich ſeit einigen Tagen anhaltend beſchäftigt hat. Ich ſprach neulich ſchon mit Clementinen darüber; aber die Lebhaftigkeit ihres Glaubens hat nicht Geduld genug mit den Schwachen.

Freylich, erwiederte ich, wird ſie zuweilen ungeduldig, wenn ſie fürchtet, daß man ſich mit Vorſatz gegen ſein eignes Herz verſtockt. Sie mag es nun einmal nicht dulden, daß der Menſch das Unſichtbare, Unendliche und Unbegreifliche, gleichſam mit Händen zu ergreifen und mit den Augen zu ſehn begehrt. Denn der Menſch, meint ſie, müſſe erſt glauben und dann ſchauen; oder wie ſie einmal ſagte, der

Mensch, welcher für den Glauben an sich todt, sich erst zu demselben durch Gründe müsse nöthigen lassen, bleibe ewig der Ungläubige. Aber was war der Gegenstand deines Zweifelns?

Wenn ich dirs offenherzig sagen will, antwortete er, so ist der Zweifel aus mir selbst emporgekommen. Du weißt, von Jugend auf war mit der Religion der Glaube an das ewige Leben, und mit ihm die Hoffnung einer seligen Zukunft rege in meinem Herzen. Als Jüngling fürchtete ich den Tod nicht, denn man hatte mich vor den fürchterlichen Bildern bewahrt, mit denen man uns den an sich sauern Schritt ins Grab noch mehr zu verleiden pflegt. Meine Einbildungskraft schweifte mit Lust jenseits des Grabes und brachte die frohesten Bilder und die kühnsten Erwartungen mit zurück. Ich lebte ganz voll von den Hoffnungen, zu denen meine Lage mich berechtigte, aber mir waren gewiß auch die grö-

ßern, seligern Hoffnungen nicht fremd, welche die bessere Zukunft giebt. So zufrieden mit diesem Leben, aber auch voll steter Hinauf das zukünftige, war ich, als ich Allwina kennen lernte. Ich liebte sie, und meine Hoffnungen erhöhten sich mit ihrer Liebe, aber auch mein Sinn gewann Festigkeit des Glaubens durch ihre Liebe. Wer kann eine solche Seele lieben, und seine Hoffnungen auf dieses Leben einschränken? Je mehr ich sie schätzen lernte, je mehr ihr inneres wahres Wesen mir sichtbar ward, desto weniger kam in meine Seele der Gedanke an mögliche Trennung. Eine solche Seele besitzen und unsterblich seyn, eine solche Seele lieben und sie ewig lieben können, war mir derselbe Gedanke, dieselbe Erwartung. Noch erinnre ich mich des letzten Abends vor meiner letzten Abreise von Allwina, als, ich weiß nicht wie, das Gespräch auf die Vergänglichkeit sich wandte, und der arme Kranke, der nun auch vorüber gegangen ist, fast uns

alle mit seinem Trübsinn angesteckt hätte, und als sich Allwina mit himmlischer Freudigkeit über die Ahndungen der Vergänglichkeit und über die Hoffnungen der ewigen Zukunft, über des Menschen Trieb nach dem Unendlichen, Unsichtbaren, und über den unsichtbaren Genius, der dem guten Menschen gleichsam von drüben hinüber winke, und über den Glauben der Edeln, denen schon die Gegenwart das Unterpfand der Zukunft sey, mit überirdischer Begeisterung ergoß; da fühlte ich mich stark genug, dem furchtbarsten Untergange alles Vergänglichen ohne Zittern entgegen zu gehn, und kein Zweifel an der Zukunft war in meiner Seele. Ich hatte nur den einzigen Gedanken an die Ewigkeit des Unsichtbaren im Menschen, das uns Sterblichen Worte des ewigen Lebens aus Allwina's Munde verkündigte.

Aus eben der Quelle weis ich die Geschichte jenes Abends; fiel ich ein. Allwina hatte ihrer Schwester selbst erzählt,

mit welchen Worten du sie beym Abschiede getröstet hattest, und sie wiederholte während ihrer Krankheit mehrmals deine letzten Worte: „Allwina, diese Herzen, die einander so lieben, können aufhören zu schlagen, aber die Seelen, die in dieser Hülle wohnen, sind unsterblich; und so unsterblich ist unsre Liebe. Der unendlich Liebende, der uns ein Herz für solche Gefühle gab, führt durch die Vergänglichkeit verschwisterte Seelen zu ewiger Vereinigung.“ Wenig Stunden vor ihrem Tode, als sie diese deine Worte auch wiederholt hatte (wir hatten dich mit Gewalt von ihrem Bette getrennt), setzte sie hinzu: „Tröstet ihn mit seiner eigenen Verheißung! Mein Herz wird nicht lange mehr schlagen; aber Gott, der mir hier schon so große Seligkeit in seiner Liebe schenkte, wird mich ihm wieder zuführen, und reiner, inniger und ewig werde ich ihn lieben.“ —

Ach daß ich zu wenig Glauben behal-

ten habe, unterbrach er mich. Dieß iſt es eben, was mich martert; dieß iſt die Frage, welche ich dir vortragen wollte. Sage mir, Lieber, woher kömmt es, daß die meiſten Menſchen, die durch Religion, Erziehung, und ihr ganzes Leben, auf das Ewige geführt werden doch ſo wenig feſten Glauben haben? Woher kommt, bey den Hoffnungen, die wir haben können, doch die Troſtloſigkeit der meiſten, ſo bald es darauf ankommt, ſich mit jener Hoffnung zu tröſten? Du ſelbſt ſagteſt vorhin, ich trauerte wie die, die keine Hoffnung haben.

Ich vermuthe, antwortete ich, daß du nicht von den gewöhnlichen Menſchen ſprichſt, deren Glaube größtentheils mehr dunkle Ahndung, oder ungewiſſer Wunſch, als feſte Zuverſicht iſt. Hier laßen ſich wohl ſehr mannichfaltige Urſachen angeben, dieſen Widerſpruch zu erklären.

Von dieſen ſpreche ich allerdings nicht; fiel er ein. Bey dieſen Menſchen wäre es

ein Wunder, wenn ſie einen andern Glauben hätten. Wie kann der Irdiſche das Ueberirdiſche erwarten, da ſeine Hoffnung ganz an dem Boden hängt, der ihn ernährt? Wie kann der Sinnliche an das Unſichtbare glauben, deſſen Erwartung ſeiner Begierde nicht ſchmeichelt? Aber auch der Edlere wankt zuweilen; und was wollen wir dem Verſtändigern antworten, der die allgemeine Erfahrung im Leben, der Gewißheit des Bekenntniſſes entgegengeſetzt? Wie wollen wir den Wankenden beruhigen, daß er ſich fürs Erſte nur wieder mit ſich ſelbſt wegen ſeines Unglaubens ausſöhne und dann zum Glauben zurückkehre?

Frage mich, entgegnete ich ihm, frage mich lieber, warum der Menſch das Schwerſte ſo ſchwer lernt; warum er ſo ſelten die Kunſt verſteht, deren Erlernung der Zweck ſeines ganzen irdiſchen Daſeyns iſt. In der That gehört eine Erhebung des Gemüths und eine Feſtigkeit des unverändert auf das

Ewige hingerichteten Blickes dazu, die man nicht in kurzer Zeit, nicht durch Vorstellungen und Gründe, sondern nur durch Uebung erlangt. Unsre Hoffnungen nach dem Tode sind ja von der Art, daß der Wunsch, welcher sie erzeugt, aus einem schon ganz gereinigten Sinne entspringen muß. Aber der Glaube, den sie begründen, erfordert einen überirdischen und himmlischen Sinn, wenn er fest und unerschütterlich seyn soll.

Sehr wahr, unterbrach er mich; aber mir scheint es, du giebst die Gründe an, die in der Natur der Sache selbst liegen, nicht die Ursachen im Menschen. Du weißt, daß sehr viele die Seltenheit der Beyspiele von festem Glauben anführen, um sich zu entschuldigen, daß auch sie unter die Ungläubigen gehören. Und giebt es nicht sehr gute Menschen, die es für hinreichend halten, so zu leben, als ob es ein zukünftiges Leben gebe, wenn man es auch nicht glauben könne? Ich selbst halte dieß für Selbst-

täuſchung; bey manchen mag es wohl auch eine Art von Eitelkeit ſeyn. Sie wollen ohne Hoffnung zu handeln ſcheinen, um ihrer Tugend ein ſchmeichelhaftes Opfer gebracht zu haben. Doch darüber haben wir ja jüngſt Clementinen gehört. Sie leitet den Unglauben an das Ewige durchaus von einer ſinnlichen Verſtockung des Menſchen her, und behauptet, daß, wenn der Menſch ſich ſelbſt, und nicht ſeine Begierde, zu hören geneigt wäre, er gewiß mit ſich einig werden würde; aber da die Begierde die Stelle des Wunſches, und Neigung die Hoffnung vertrete, ſo könne es nicht anders kommen. So verſtocke denn die Begierde den Menſchen gegen ſich ſelbſt, und der, welcher alles aufs feinſte auszuſpinnen gewohnt ſey, ſey am wenigſten von dem ſinnlichen Triebe frey, der ihn zwar vorwärts treibe, aber nicht weiter bringe.

Ich glaube, verſetzte ich, daß ſehr viel Wahres in ihrer Behauptung liegt. Der

Mensch wird es von Jugend auf gewohnt, seine Hoffnungen auf den sinnlichen Trieb zu bauen, der ihn beständig zu neuen Vorstellungen von größerem Wohlseyn hinreißt. So bildet sich sein Geist für das Irdische, und das Unsichtbare wird ihm immer nur eine Summe von angenehmen Gefühlen seyn, die er zur Ergänzung seines hiesigen Daseyns annimt. Ist er glücklich, so wird sein Stolz ihn überreden, daß er einst noch mehr Glück erwarten dürfe; ist er unglücklich, so hofft er in jenem Leben Ersatz für das, was er hier entbehren muß. Ist es also zu verwundern, daß der Schmerz, der gegenwärtig ist, eine weit entfernte Hoffnung übertäubt? Daß jedes Unglück, für welches er nicht sogleich Ersatz hoffen kann, seinen Glauben erschüttert? Daß jeder Zweifel, der seine sinnliche Begierde stutzig macht, ihn um einen Theil seiner Zuversicht bringt? Laß ihn ein Unglück treffen, er wird sich umsehn, was ihm die Ewigkeit da-

für biete, und findet er nichts, so wird, wie Clementine sagt, der sinnliche Trieb ihn gegen sich selbst verstocken.

Du scheinst mir die Sache ein wenig zu übertreiben, fiel er ein. Wenigstens glaube ich, daß ihr, du und Clementine, mich nicht unter diese Classe von Menschen setzet, die durch ihre eigne Lüsternheit in Unglauben verfallen.

Ein wenig Lüsternheit, fuhr ich fort, verdirbt uns alle. Der Glaube kann nicht von außen kommen, sondern aus dem innersten Wesen des Menschen muß er sich entwickeln. Nicht die Begierde muß die Hoffnung des ewigen Lebens hervorbringen, sondern der unsichtbare Mensch, oder das Heilige im Menschen, das emporstrebt über den sichtbaren Menschen und über das Vergängliche, das ihn umgiebt, muß aus sich selbst den Glauben erzeugen. Aber wie machen wir es gewöhnlich dagegen? Unsre Ansprüche, die wir

an das Leben nach dem Tode machen, ſind willkührlich und von der Begierde hervorgebracht; aber die Begierde wechſelt den Gegenſtand und mit ihm die Hoffnung. Wenn ich Tauſende fragen wollte, ob ſie nach dem Tode etwas hofften; vielleicht würden alle die Frage bejahen. Aber wollteſt du ſie einzeln fragen, warum ſie hoffen, ſo würde jeder verſchieden antworten; jeder würde eine andre Erwartung als Grund ſeiner Hoffnung anführen, jeder ein andres Gut, das er hier entbehren mußte, jeder einen Wunſch, mit dem er für dieſes Leben ſehr zufrieden geweſen wäre. Laß ihnen eine Stimme von drüben ſagen: „Ihr ſeyd Kinder, voll lüſterner Begier; drüben iſt es ganz anders, als wir dachten; was erwartet ihr das Vergängliche in dem Unvergänglichen? Lernt das Unvergängliche ſuchen in dem Vergänglichen!“ was glaubſt du wohl, daß jene ſagen würden? Aber jene Stimme wird doch

oft in dem Innerſten des Menſchen laut, er vernimmt ſie, erſchrickt über ſeinen Irrthum, ſtaunt — und zweifelt.

Du triffſt die ſchwächſte Seite meines Gemüthes, ſagte Theon; als Clementine hereintrat, und uns bat, mitzugehen, weil alles bereitet ſey; der gute Vater, ſagte ſie im Hingehen, freue ſich ſehr auf unſre Unterhaltung.

Ich erzähle dir nichts von den erſten Geſprächen die wir führten, da ſie mit dem Hauptgegenſtande unſrer folgenden Unterredung nicht zuſammenhingen. Zufällig brachte Theon, durch eine hingeworfene Aeußerung, das Geſpräch auf jenen Gegenſtand. Wir hatten von der Unart ſo vieler in dem jetzt aufblühenden Geſchlechte geſprochen, welche der Erfahrung ſo wenig Werth beylegen, und alles durch ihren eignen Verſtand herausgrübeln wollen. Es ſey gut, ſagte der Greis, daß die Jugend gern auf ihren eignen Füßen ſte-

hen wolle; und daß das Zeitalter vorüber sey, wo man sie bloß auf fremdes Ansehn zu handeln gewöhnt habe. Aber dennoch sey es sehr zu tadeln, daß man die Erfahrung verachte, und die Weisheit der Aeltern, welche mit so viel Mühe erworben sey, immer weniger zu schätzen anfange.

Theon stimmte mit ein; aber dann wandte er sich zu Clementinen und sagte lächelnd: Bey alle dem ist doch die Erfahrung in manchen Dingen eine schlechte Lehrmeisterin; wenigstens nimt sie uns oft ein Lehrgeld ab, das nicht selten die Summe alles dessen übersteigt, was wir durch sie gewinnen, setzte er bedeutend hinzu.

Wie meinst du das, mein Sohn? fragte der Vater. Kann man auch eine nothwendige Erfahrung zu theuer erkaufen? Und was nicht anders, als durch Erfahrung gelernt wrrden kann, müssen wir schon theuer bezahlen.

Aber auch auf Kosten unsrer Ruhe,

mein Vater? antwortete Theon. Wirſt du den Menſchen ſich ſelbſt, das iſt, ſeinen Leidenſchaften und Irrthümern überlaſſen, damit er durch Thorheiten und Fehler die Weisheit mit dem größten Theile ſeines Daſeyns erkaufe? Laß ihn dann umkehren; wenn es auch nicht ſchon zu ſpät iſt, weiſe zu werden, ſo hat er doch offenbar das Zutrauen zu ſeinem eignen Vermögen verlohren, und er wird nie mit ſo ganzem Herzen die Weisheit wählen und lieben, als wenn er ſie aus freyer Wahl, nicht aus Noth, ſuchte und fand.

Ich muß dir recht geben, Theon, ſagte Clementine. Der Menſch darf die Weisheit durchaus nicht durch die Gefahren der Thorheit und des Laſters erkaufen. Er wird dann, wie ein Weiſer ſagt, der Tugend blos ſchmeicheln, ſtatt ſie zu verehren, denn nur der iſt wirklich der Tugend Freund, der ſie nie verließ.

Du haſt ganz Recht, erwiederte der Vater. O daß alle in der Blüte ihres Lebens es erkennen mögten, daß jeder, auch der kleinſte Schritt von der Bahn der Tugend, auf das ganze Leben den entſcheidendſten Einfluß habe; daß das Laſter ein Feind ſey, der, wenn man ſich ihm nur auf Augenblicke überläßt, ſich unſerer bald ganz bemeiſtert. Und wer kann auch die Grundſätze der neuern Erziehung bey manchen billigen, die den jungen Menſchen ſich ſelbſt überlaſſen, das heißt, der augenſcheinlichſten Gefahr ausſetzen? die Erfahrung, die man durch das Laſter macht, bleibt immer die traurigſte, ſchädlichſte; aber dennoch kann niemand ohne Erfahrung der Vollendung entgegen reifen. Der Menſch ſoll hier alle ſeine Kräfte üben, alle ſeine Fähigkeiten zum Guten ausbilden; er ſoll ſich zu dem ewigen Leben vorbereiten, und wie ein Unſterblicher ſchon hier in der Sterblichkeit leben und handeln lernen. Kann er

dieß ohne Erfahrung? Jene Erhebung des Gemüths über das Irdiſche, jenes Losſagen von dem Vergänglichen, jene Gleichmüthigkeit bey dem Wechſel der Schickſale, jener feſte, ganz auf die Zukunft gerichtete Blick — mit einem Worte, jener himmliſche überirdiſche Sinn, der uns für die Ewigkeit heiligt — iſt er nicht das Werk des Lebens ſelbſt, nicht die Frucht von unzähligen, freylich auch traurigen Erfahrungen? Kann der Menſch, ohne dieſes Leben zu kennen, das zukünftige eifrig begehren? kann er die Zukunft innig und aufrichtig ſchätzen, wenn ihn nicht die Erfahrung überzeugt, daß die Gegenwart nicht der Zweck ſeines Daſeyns ſeyn könne? Wird er ſich ganz den ſeligen Hoffnungen des ewigen Lebens ergeben, wenn er nicht durch die Erfahrung, von den unſichern Hoffnungen dieſes Lebens gereinigt und befreyt worden iſt? Glaubt es mir, deſſen Hoffnungen ſich mit jedem Tage mehr der Erfüllung nähern. Ich habe

viele und traurige Erfahrungen gehabt; ich habe durch die Gnade der Vorsehung im Ganzen ein frohes Daseyn genossen, aber ich habe auch viel entbehren müssen, und noch jetzt habe ich es erfahren, daß man hier allen seinen irdischen Hoffnungen entsagen müsse, wenn man ganz den ewigen Hoffnungen geweiht seyn soll. Aber alles, was ich erfahren, genossen, gelitten und entbehrt habe, hat mich nur mit desto größerer Innigkeit und Sehnsucht das Zukünftige suchen gelehrt; und ich finde, daß ich mehr an Hoffnung gewonnen habe, als mir die Gegenwart entzogen hat. Darum darf keiner murren, sondern ein jeder danke der Vorsehung für das, was er entbehren muß, eben so innig, als für das, was er empfängt; denn alles, was sie ihn entbehren läßt, bringt ihn jenen Hoffnungen näher, die gewiß erfüllt werden.

Wir gaben ihm recht; nur Theon widersprach ihm, wie er sagte, aus eigner Er-

fahrung. Er wollte nicht leugnen, ſagte er, daß die Erfahrungen dieſes Lebens den Menſchen auf die Hoffnungen in der Ewigkeit führen könnten; aber er halte es für zu gefährlich, jenen Glauben mit einem Leben voll getäuſchter Erwartung zu erkaufen. Er ſelbſt wiſſe, wie ſchwer es uns dann eingehe, ſich mit der Zukunft zu tröſten, und wie viel Einwendungen die Erfahrung ſelbſt gegen unſre Hoffnungen mache. Dem Menſchen, der ſich in allem getäuſcht habe, könne es nicht leicht werden, ſich in einem Stücke ſicher zu halten, nämlich in dem, was er nach dem Tode erwarte. Denn wenn er auch die rechte Vorſtellung von der Zukunft hege, ſo ſey doch zwiſchen den gegenwärtigen Verhältniſſen, und den zukünftigen zu viel Aehnlichkeit, weil er die letztern gleichſam als die Ergänzungsmittel der erſtern anſehe. Ein wenig Selbſtſucht thue dann das meiſte; aber auch ſie ſichere nicht vor den Gefahren des Unglaubens. Ich ſelbſt, ſetzte er

hinzu, habe nie das Unglück gehabt, in jene Zweifelsucht zu verfallen, welche uns allen Muth nimmt, das Unglück zu tragen; aber ich habe doch die Erfahrung gemacht, daß unser Glaube auf etwas anders gegründet seyn muß, als auf die Voraussetzung einer Schadloshaltung, die unsrer Eigenliebe schmeichelt. Ich habe es erfahren, daß nur der festen Glauben an die Zukunft des ewigen Lebens nach dem Tode habe, dem sie Bedürfniß nicht des äußern, sondern des innern Menschen ist, der sie nicht für sich allein, sondern für das Ganze begehrt, das ihrer bedarf.

Ich weis, was du sagen willst, fiel Clementine ein; und ich mag den eigennützigen Glauben nicht vertheidigen, der blos darum sich auf das ewige Leben hinrichtet, weil der Mensch Ansprüche an die Gegenwart macht, die ihm nicht gewährt werden können. Aber ist es nicht natürlich, daß der Mensch bey seinem Wunsche von

ſich anfange? Sollte es zu tadeln ſeyn, wenn er das ewige Leben hofft, weil er fühlt und ſieht, daß es ihm nothwendiges Bedürfniß iſt?

Allerdings, antwortete Theon; aber nur nicht um einer Begierde, um eines Wunſches willen, der ſich auf die Gegenwart bezog. Noch einmal, es iſt nichts als Eigennutz, welcher die meiſten Menſchen zu der Zukunft hintreibt, aber ſie in Wahrheit nicht zum wahren Glauben an dieſelbe führt. Darum iſt aber auch der Glaube der wenigſten feſt und unerſchütterlich, weil ſie es am Ende doch der Zukunft überlaſſen müſſen, ob ihr Wunſch erfüllt werden wird. Denn er iſt nicht nothwendig, ſondern willkührlich; und unſre irdiſche Lüſternheit verrückt uns, die Wahrheit zu ſagen, den ganzen Geſichtspunkt, aus dem wir die Zukunft betrachten ſollen, und von wo aus ſie uns, nach meinem innigen Gefühl, erſt recht wünſchenswerth erſcheint.

Ihr mögt nachher hierüber ſtreiten, ſagte der Vater. Ihr wiſſet, daß ich mit niemanden wegen ſeines Glaubens hadre. Der Glaube an die ewige Zukunft iſt das heiligſte des Menſchen; aber er iſt auch das ſchwerſte. Wie könnte man verlangen, daß Jeder auf demſelben Wege zu dieſem Glauben gelange? Denn zwey Gedanken ſind es, mit deren Bewußtſeyn dem Menſchen ein Licht über ſein wahres Daſeyn aufgeht, wenn er ſie gleich nie ganz begreiffet: Es iſt ein Gott! Ich bin unſterblich! Laſſet ſie uns bewahren bis ans Ende, und den Glauben behalten, denn er allein heiligt das Leben für die Ewigkeit.

Lieber Vater, erwiederte Theon, ich bin entfernt, von Jedem zu verlangen, daß er denſelben Weg gehe; nur halte ich den Weg, den die meiſten wandeln, für gefährlich, und wer das Leben noch vor ſich hat, darf es nicht darauf wagen, ſo glücklich zu ſeyn, wie Allwina's Vater.

Was ich dem Glücke ſchuldig bin, antwortete dieſer, weis ich am beſten der Vorſehung zu danken. Aber glaubt mir, meine Kinder, daß der Menſch nicht durch den bloßen Vorſatz den Glauben gewinnen kann. Er muß ihn durch viele Anſtrengung in ſich befeſtigen. Der Gedanke koſtet ihm wenig; und der Glaube zeigt ſich bald in jedem nicht ganz verdorbenen Menſchen. Aber die Feſtigkeit, und noch mehr die Freudigkeit des Glaubens, der frohe, ſich immer gleiche, unerſchütterliche Sinn des Gläubigen, koſtet viel und iſt die Frucht der Ueberwindung des Lebens.

Als er dieß geſagt hatte, ſtand er auf. Nur wenig ſprach er noch mit uns, und mit Clementinen über ein Geſchäft des kommenden Tages. Dann wünſchte er uns freundlich gute Nacht, und verließ uns. Du weißt, daß er die letzte Stunde des Tages immer allein zubringt; der Menſch, pflegt er zu ſagen, müſſe ſich noch einmal

ſammeln an jedem Abende, ehe er ſich dem Schlummer überlaſſe, da er nicht wiſſe, ob er wieder aus demſelben erwache.

Ich wollte gehen; auch Theon war im Begriffe ſich zu entfernen.

Nein, ſagte Clementine, bleibt noch, ich bitte euch. Theon hat vorhin ein Wort geredet, worüber er ſich rechtfertigen muß; er hat uns über dem ſchon lange verſprochen, uns ſeine Ueberzeugung von unſern Hoffnungen nach dem Tode zu ſagen. Laſſet uns die letzten Stunden dieſes Tages dazu anwenden, daß er ſein Verſprechen erfülle.

Was forderſt du von mir? erwiederte Theon; du weißt, wie ungern ich mich in den Glauben andrer miſche, und meine eigne Ueberzeugung haſt du ja ſchon oft genug beſtritten. Ich fürchte, wir ſtreiten ohne Endzweck; denn wer für ſeinen Glauben nichts weiter hat, als Worte, mit dem mögte ich nicht einmal ſtreiten, ſo leicht er auch zu widerlegen wäre.

Sehr wahr, entgegnete ſie; aber laß uns doch unter uns, die wir nicht zweifeln, ſondern gewiß hoffen, die Gründe unſers Glaubens unterſuchen, laß uns ſehn, wie jeder gute Menſch ſich von den Hoffnungen nach dem Tode überzeugen könne. Fürchte nicht, daß ich dir widerſtreite; nur deine freiwillige Verſtockung gegen die ſeligſten Hoffnungen der Menſchen habe ich immer getadelt. Laß uns alſo anfangen; der Menſch hat ja nichts nöthigeres, als ſich der Zukunft zu verſichern, da er ihr ganz angehört.

Theon, fiel ich ein, du biſt es uns ſchuldig, zu ſagen, wie du glaubſt, daß der Menſch ſich von ſeiner Fortdauer nach dem Tode überzeugen könne; da du vorhin behaupteteſt, er müſſe dieſen Glauben aus ſich ſelbſt entwickeln. Zwar iſt uns dieſe Behauptung nicht fremd; aber deine Strenge gegen den Menſchen, der ſo ganz nichts auf die Erfahrung geben ſoll, erfordert

allerdings eine Rechtfertigung. War dieß nicht deine Meinung, Clementine?

Allerdings, erwiederte sie. Du wirst dich am besten rechtfertigen, wenn du zeigst, daß der Mensch, ohne die Erfahrung zu bedürfen, sich von der Wirklichkeit jener Hoffnungen überzeugen könne.

Was alle Menschen vermögen, getraue ich mir nicht zu bestimmen; aber was sie können sollten, wenn sie alles gehörig betrachteten, ist leichter fest zu setzen. Auf eure Gefahr, daß ihr aufs neue an mir irre werdet, will ich es versuchen, euch meine Meinung zu sagen. Erlaube mir also, Sophron, eine Frage, sagte Theon zu mir.

Und welche? antwortete ich. Ich hoffe, du werdest uns an dir nicht irre machen, denn sonst ist ein Mißverständniß unter uns unmöglich.

Glaubst du, fuhr er fort, daß der Mensch nur das für wahr halten könne, was er für unwiderſprechlich wahr

erkannt hat; was ihm so gewiß ist, als alles, was er durch die Sinne unmittelbar wahrnimt? Oder darf er sich mit einer Gewißheit begnügen, die auf Gründen seines Bewußtseyns beruht?

Offenbar das letzte, antwortete ich. Ich will dir ganz kurz meine Meinung sagen. Was der Mensch als wirklich erkannt hat, ist ihm gewiß; er kann nicht daran zweifeln, wenn er nicht alle Wahrheit aufheben will. Allein einiges ist uns unmittelbar gewiß, das heißt, es bedarf weiter keiner Gründe, um einzusehn, daß es wahr sey. Daß ich bin, zum Beyspiel, ist unmittelbar gewiß, ich weiß es durch das Bewußtseyn unmittelbar, und niemand fordert daher einen Beweiß, daß er sey, im Ernste nämlich. Hingegen giebt es andre Dinge, von deren Wahrheit man sich erst durch Gründe überzeugen muß; und da diese Gründe Mittel der Ueberzeugung sind, so pflegt ihr Philosophen die Gewißheit, welche

erſt aus Gründen entſpringt, mittelbare Gewißheit zu nennen. Daß der Menſch das unmittelbar gewiſſe für wahr halten müſſe, iſt keine Frage; allein das mittelbar gewiſſe iſt eben ſo nothwendig für wahr zu halten, wenn die Gründe hinreichend ſind. In beyden Fällen pflegen wir daher zu ſagen: Ich weis, daß dieſes oder jenes iſt; z. B. ich weis, daß ich bin, ich weis, daß der Menſch tugendhaft ſeyn müſſe, daß er keinen ſeiner Nebenmenſchen verletzen dürfe. Aber es fragt ſich, ob der Menſch etwas, das er an und für ſich nicht erkennen kann, für wahr halten dürfe? Nehmt einen Gegenſtand, deſſen Möglichkeit zwar nicht geleugnet werden kann, der aber noch nicht wirklich geſehn oder erkannt worden iſt. Wie ſoll ich dieſem Wirklichkeit beylegen? Doch nur, wenn ich ihn erkenne, das heißt, wenn ich durch die Sinne überzeugt werde, daß er wirklich iſt? Kann der Gegenſtand nicht meinen Sinnen ſich

darſtellen, kann ich ihn nicht erkennen, ſo kann ich auch nicht wiſſen, daß er iſt; ich halte meine Vorſtellung von demſelben für eine bloße Idee, nicht aber für etwas wirkliches. Hieraus folgt alſo, was ſo viele nicht einſehen wollen, daß der Menſch keinen Gegenſtand gewiß wiſſe, als wie fern er ihn erkannt hat, daß kein Daſeyn irgend eines Gegenſtandes außer uns gewiß ſey, wenn es nicht außer uns den Sinnen wirklich dargeſtellt und erkannt worden iſt.

Halt ein, rief Clementine; du ſcheinſt zu viel zu behaupten. Du ſagſt, daß nichts gewiß ſey, was nicht erkannt und den Sinnen dargeſtellt worden ſey. Machſt du denn keinen Unterſchied zwiſchen dem, was ſinnlich, und was überſinnlich iſt; zwiſchen dem ſichtbaren und unſichtbaren? Nach deiner Meinung müßte der Menſch nichts für wahr halten, was er nicht gleichſam mit Händen greifen könnte. Und doch bin ich feſt überzeugt, daß das heiligſte des

Menſchen nicht das Sichtbare, ſondern das Unſichtbare iſt, welches ihm nichts deſto weniger gewiß iſt, wenn er es gleich nie erkannt hat, und, ſo lange er in dieſer Sterblichkeit wandelt, auch nie ſehn wird.

Ich theile dieſe Ueberzeugung mit dir, gute Clementine, fuhr ich fort; aber dein Vorwurf trifft mich nicht. Laß mich fortfahren. Das was der Menſch wirklich erkennen kann, das weis er; er weis, daß es ſo und nicht anders iſt; und dieſe Ueberzeugung bringt in ihm den Zuſtand hervor, welchen man Wiſſen nennt. Allein ſo wahr dieß iſt, ſo iſt die Gränze des menſchlichen Fürwahrhaltens doch viel weiter, als die Gränze des menſchlichen Wiſſens. Der Menſch muß vieles für wahr halten, was er nicht erkennen kann, was er alſo auch nicht weis. Freylich iſt es nöthig, daß er vernünftige Gründe habe, etwas für wahr zu halten, was er nicht erkennen kann; aber dann iſt ihm daſſelbe eben ſo gewiß

als das, was er wirklich erkennt; ja es iſt *ihm* noch gewiſſer, weil ſeine Ueberzeugung aus dem Innern des Menſchen entſpringt.

Und wie nenneſt du dieſe Art von Ueberzeugung, unterbrach mich Theon.

Ich nenne ſie Glauben. Laßt mich ein Wort darüber ſagen, da man jetzt gewöhnlich den Glauben läſtert, und ihn der Vernunft entgegenſetzt, gleichſam als ob die Vernunft da ſchweigen müßte, wo der Glaube herrſchen ſoll. Der Menſch, der über die Wahrheit, oder über das, was iſt, nachdenkt, bleibt nothwendig bey dem ſtehen, was er wirklich erkennen kann. Er kann über die Gränze des Erkennbaren nicht hinaus; was er nicht erkennen und begreifen kann, geht ihn nichts an; es iſt nichts für ihn. Aber der Menſch iſt nicht zufrieden mit der Betrachtung deſſen, das da iſt, und kann nicht damit zufrieden ſeyn; er handelt, er muß handeln, und das Bewußtſeyn ſeiner Selbſt iſt nichts anders, als das

Bewußtſeyn einer in ihm wohnenden Kraft oder Thätigkeit, deren Leben im Handeln beſteht. Er hat in ſich ein Geſetz, das er erfüllen ſoll; er hat vor ſich ein Ziel, das er erreichen ſoll. Beydes treibt ihn über das Sichtbare hinaus. Er kann nun nicht länger bey dem ſtehen bleiben, was da iſt, ſondern er verſenkt ſeine ganze Seele in das, was geſchehen ſoll; er muß alſo die Gränze des Erkennbaren überſchreiten; er muß ſich zu dem hinlenken, was nicht erkennbar iſt, was aber doch ſeyn muß. Er wird nicht das, was er weis und erkennt, allein mehr für wahr halten, ſondern das, wovon er weis, daß es ſeyn ſoll, und geſchehen muß. Und wenn er erkannt hat, daß etwas wirklich ſeyn muß, wenn er weis, daß etwas, das er nicht erkennt, ſeyn oder geſchehen ſoll, ſo wird er glauben das, was er nicht weis. Der Glaube beſteht alſo darin, daß der Menſch etwas für wahr hält, das er nicht erkannt hat, weil er weiß,

daß es so seyn müsse, oder mit andern Worten: der Glaube ist die Gewißheit von der Wahrheit eines Gegenstandes, nicht aus Erkenntniß desselben, sondern aus Gründen, die den Menschen nöthigen, etwas, das er nicht erkennt, für wahr zu halten.

Nach meiner Vorstellung, sagte Clementine, ist zwischen Glauben und Wissen derselbe Unterschied, wie zwischen hoffen und sehen, zwischen erwarten und erfahren. Was ich sehe und erfahre, das weis ich; aber das Unsichtbare, das ich hoffe und erwarte, ist der Gegenstand meines Glaubens. Mein Glaube besteht darin, daß ich das Unsichtbare, Zukünftige, für wahr und gewiß halte, weil ich mir bewußt bin, daß ich es für wahr halten muß. Ich denke, Theon wollte vorhin dasselbe sagen, als er fragte, ob der Mensch sich mit einer Gewißheit begnügen dürfe, die blos auf Gründen seines Bewußtseyns beruht.

Du hast mich recht verstanden, entgegnete Theon. Es kommt alles darauf an,

ob dem Menschen nichts gewiß seyn kann, als was er wirklich erkennt und weis; oder ob es für ihn eine Gewißheit gebe, die nicht darauf beruht, daß er die Dinge wirklich erkannt hat, sondern auf Gründen des Bewußtseyns, wodurch er überzeugt wird, daß er nicht anders als das Unsichtbare für wahr halten könne.

Ich dächte, unterbrach ihn Clementine, darüber könne unter guten Menschen, oder doch unter solchen, die sich selbst und ihre eigne Natur verstehn, kein Streit und Zweifel seyn. Sehr wahr, wie mich dünkt, sagte vorhin Sophron, daß der Mensch bey dem Sichtbaren nicht stehen bleiben könne; denn nicht das Sichtbare, sondern das Unsichtbare ist die Welt, in welcher der Mensch erst seinen Zweck und seine Bestimmung gewahr wird.

Daran erkenne ich Allwina's Schwester, sagte Theon. Ach sie ahndete nur zu wahr, daß ihr Zweck und ihre Bestim-

mung nicht in der Gegenwart, ſondern in der Zukunft ſey. Sie erfährt nun, was ſie einſt hoffte, die Gläubige!

Und dafür laß uns Gott danken, Allwina's Geliebter, erwiederte Clementine. Wir haben viel für dieſes Leben verlohren; ſie hat die Ewigkeit gewonnen. Ich erinnre mich noch des Eindrucks den jene Worte des griechiſchen Weiſen auf ſie machten: Wen die Götter lieben, der ſtirbt in der Blüte der Jugend! „Ach, ſagte ſie; ich fühle es innig, daß es „eine Wohlthat ſeyn muß, ſo früh den Gefahren der Sünde entriſſen zu werden. „Nicht als ob ich den Kampf mit der Welt „ſcheuete, denn was iſt Tugend ohne Prüfung; aber doch bitte ich Gott täglich, „daß, wenn ich der Gefahr unterliegen „ſollte, er mich lieber frühe hinwegnehme.“ Gott hat ihr dieſe Wohlthat erwieſen, nicht, wie ihr gewiß glaubt, um ſie der Gefahr zu entreißen, ſondern um die ſo früh Voll-

endete recht bald zu jenen glücklichern Verhältniſſen zu führen, wo ihr Durſt nach dem Heiligen, Unſichtbaren, geſtillt, und ihre Sehnſucht nach dem Vollkommnen befriedigt wird.

Wir erweichen uns, fiel ich ein; und doch haben wir viel Feſtigkeit nöthig für dieſes Leben, ſelbſt für die Hoffnungen, von denen wir ſprechen. Laß uns fortfahren, uns zu ermuntern zu dem Glauben an das Unſichtbare, dem ſie nun angehört. Giebt es alſo eine Gewißheit, die nicht auf Erkenntniß, ſondern auf dem Bewußtſeyn eines reinen Herzens beruht, wie meynſt du, daß der Glaube an die Zukunft, daß unſre Hoffnungen nach dem Tode uns gewiß werden? denn ein unſichtbares, unendliches Weſen, das alles lenkt und zum Ziele führt, und ein zukünftiges, unendliches Daſeyn, ſind ja die Gegenſtände des Glaubens, der die Erfüllung alles deſſen hofft und erwartet, was erfüllt werden ſoll, und hier nicht

erfüllt wird. Darauf gründen ſich unſre heiligſten Hoffnungen.

Du kommſt meiner Behauptung näher, als du denkſt, erwiederte Theon. Aber laß mich vorher ein Wort über den Gegenſtand unſrer Hoffnungen nach dem Tode ſagen. Vielen iſt es nur dunkel, was ſie hoffen; ſie hoffen auch wohl zu viel, oder vielmehr zu wenig von der Zukunft, weil ſie ſich mit ſinnlichen Vorſtellungen und Erwartungen täuſchen.

Leider ſprichſt du wahr, unterbrach ihn Clementine. Man hofft vielerley und im Grunde ſehr wenig. Denn was ſind die irdiſchen Erwartungen gegen die Anſprüche, die der unſterbliche Geiſt an die Ewigkeit zu machen hat? Doch ſage uns deine Meinung!

Wenn wir, fuhr er fort, von unſern Hoffnungen nach dem Tode reden: ſo ſetzen wir im Allgemeinen dabey eine Fortdauer voraus; wir hoffen, daß das, was wir jetzt

unſre Perſon nennen, nicht mit der Auflöſung des Körpers zu Grunde gehe. Gewöhnlich liegt hier aber eine falſche Vorſtellung vom Tode ſelbſt zu Grunde. Im Leben unterſcheidet man ſehr richtig, durch das bloße Bewußtſeyn geleitet, die Seele vom Körper; aber wenn man vom Sterben redet, vergißt man nicht ſelten dieſen Unterſchied. Daß in uns eine Kraft wohnt, welche eigentlich unſre Perſon ausmacht, weis jeder aus eignem Bewußtſeyn. Was das auch ſey; wir ſind uns bewußt, daß etwas für ſich beſtehendes, ſelbſtthätiges in uns lebe und wirke und handle; wir ſchreiben ihm ein eignes Weſen zu, weil es eigne Kraft beſitzt, und nennen es Seele, oder Geiſt. Dieſe Kraft werden wir in uns gewahr, ſo bald wir uns unſrer ſelbſt bewußt werden; ſie iſt es, die die Maſchine, welche wir Körper nennen, beherrſcht und ſo augenſcheinlich von derſelben verſchieden iſt, wie der bloße Ge-

danke von der That. Freylich nehmen wir nothwendig wahr, daß die Seele mit dem Körper eng verbunden iſt, aber doch belehrt uns das Bewußtſeyn, daß beydes nicht eins ſey; wir unterſcheiden vielmehr beſtändig die Kraft, welche wir Seele nennen, von der Lebenskraft des Körpers.

Wie denkſt du dieſen Unterſchied deutlich zu machen; fiel ich ein. Du weißt, daß viele beydes verwechſeln, oder für eins und daſſelbe halten.

Der Körper, fuhr Theon fort, iſt eine Zuſammenſetzung von mehrern Stoffen, oder irdiſchen Theilen, die von der verſchiedenſten Natur ſind; die ſich einmal ſogar auflöſen, wenn das Ebenmaaß, in dem ſie vereinigt ſind, geſtört und aufgehoben wird. Jede Gattung dieſer Maſſe, oder Theile, hat ihre eigne Kraft; alle zuſammen in einem Ganzen vereinigt, bilden eine Maſchine, die ſich ſelbſt erhalten, wiederherſtellen, die einzelnen Theile er-

neuern, und sich fortpflanzen kann. Den Zustand, worin die einzelnen Stoffe, aus welchen der Körper besteht, vor der Auflösung bewahrt, und zusammen erhalten werden, nennen wir Leben, und die Kraft, welche jene Stoffe zusammenhält, und das Ebenmaaß ihrer verschiednen Kräfte hervorbringt, Lebenskraft. Bekommen die Kräfte, welche täglich und stündlich auf die Auflösung des Ganzen hinarbeiten, weil sie einander stets widerstreben, die Oberhand, so wird fürs erste jene Harmonie, oder jenes Ebenmaaß gestört, es erfolgt Krankheit, und endlich der Tod, worauf die Auflösung der Maschine in die irdischen Stoffe erfolgen muß. Allein von dieser Lebenskraft ist eine andre ganz unabhängig; sie äußert sich im allgemeinenen durch die Veränderungen, welche sie in uns hervorbringt, und durch gewisse Handlungen, die im Innern vorgehn, und welche wir das Denken zu nennen pflegen. Daß diese

Kraft unabhängig von der Lebenkraft sey, sieht man daraus, weil sie thätig seyn kann, auch wenn die letztere gehemmt, oder unterbrochen ist, weil sie selbst in dem Augenblicke noch thätig zu seyn pflegt, wo die verschiedenen Kräfte, welche zusammen das Leben des Körpers ausmachen, schon sich zu trennen anfangen; ich meine den Augenblick des Sterbens. Doch jeder Augenblick, worin wir uns unsrer ganz bewußt sind, lehrt den Unterschied der in uns wohnenden geistigen Kraft von der thierischen Lebenskraft.

Ich glaube, unterbrach ihn Clementine, in diesem Bewußtseyn besteht das eigentliche Bewußtseyn des Menschen, und in der Unabhängigkeit der geistigen Kraft von der thierischen, seine Würde, die er verliehrt, so bald er muthwillig die erstere von der letztern überwinden läßt. Es ist unmöglich, daß ein Mensch, der zum deutlichen Bewußtseyn seiner selbst gekommen ist,

dieſe doppelte Kraft verleugnen könne, eine körperliche und eine geiſtige, in deren Ausübung das eigentliche Leben, in deren vollem Genuß die Seligkeit des Lebens beſteht.

Du redeſt ſehr wahr, fuhr Theon fort, wenn gleich der thieriſche, oder irdiſchgeſinnte Menſch jenen Unterſchied nicht zu erkennen pflegt, ſondern ſeine geiſtige Natur immer blos als die Dienerin der thieriſchen betrachtet. Doch laß mich fortfahren. Die geiſtige Kraft des Menſchen iſt in dem Körper zunächſt und unmittelbar thätig; der Körper iſt das Mittel oder das Organ ihrer Wirkſamkeit. Hierdurch wird nun der Menſch, ſo lange er lebt, in Verbindung mit der ſichtbaren Welt, und mit den andern geiſtigen Naturen geſetzt. Der Körper iſt der nächſte, unmittelbare Schauplatz ſeiner Thätigkeit, er iſt das Mittel der Verbindung des Menſchen, aber er iſt auch gleichſam die Feſſel, welche den Geiſt an dieſe Erde bindet; er hält den beſſern Theil

unſers Weſens an dem Boden feſt, aus deſſen Stoffen er genommen iſt. Was iſt nun der Tod? oder was geſchieht, wenn wir ſterben? Der Körper wird aufgelöſt, indem jenes Ebenmaaß der einzelnen Kräfte geſtört und aufgehoben wird; die einzelnen Stoffe fangen nun wieder an aus einander zu fallen, die Lebenskraft, welche jenes Ebenmaaß erhielt, hört auf, wirkſam zu ſeyn, und es erfolgt nun die völlige Auflöſung in die Erdenſtoffe durch die Fäulniß. Aber was wiederfährt dabey der geiſtigen Kraft? ſie verliehrt ihr Organ, ſie verſchwindet alſo unſerm Auge und unſrer Wahrnehmung, indem das Mittel, wodurch ſie erkannt ward, zerſtört wird. Gewöhnlich ſagt man, der Tod ſey eine Trennung der Seele vom Körper. Dieſe Vorſtellung iſt unſtreitig richtig, wenn ſie recht verſtanden wird.

Wie verſtehſt du ſie? fragte ich. Denn du weißt, daß manche dabey anſtoßen, weil ſie ſich das Ausfahren oder Entweichen der

Seele entweder gar nicht denken können, oder es sich doch zu sinnlich vorstellen.

Jede Kraft, fuhr er fort, denken wir uns als an Etwas gebunden, wodurch sie sich äußert. Die geistige Kraft, welche in uns wohnt, schreiben wir einem selbstständigen, für sich bestehenden Wesen, der Seele zu. Wir nehmen sie in uns wahr, das heißt, in dem Körper, aber von demselben verschieden. Hört nun der Körper auf, Leben zu besitzen, so verliert die Seele die Gemeinschaft mit ihm; denn das Lebendige kann nicht seyn in dem Todten. Sobald also der Körper stirbt, sobald hört die Gemeinschaft jener lebendigen, geistigen Kraft mit dem Körper auf, und die Kraft selbst verschwindet aus der sichtbaren Welt, weil sie nicht länger wahrgenommen werden kann, als das Mittel dazu vorhanden ist. Ich weiß nicht, ob ihr mich hinlänglich versteht.

Laß sehn, antwortete Clementine,

ob ich dich verſtanden habe. Der Geiſt, der mit dem Körper verbunden iſt, verliert nach deiner Meinung, im Tode weiter nichts, als die Gemeinſchaft mit dem Körper, nichts, als die Fähigkeit, ſich ſichtbar zu äußern; was mit ihm ſelbſt vorgehe, wiſſen wir nicht, denn es fehlt uns, von dem Augenblicke an, wo ein Menſch ſtirbt, jedes Mittel, etwas von jener Kraft wahrzunehmen, welche wir im Leben von der thieriſchen Kraft nothwendig unterſcheiden. Im Tode erfolgt alſo, ſichtbar und denkbar, weiter nichts, als daß die Seele aufhört, den Körper zu bewohnen, weil die Kraft derſelben nicht länger da ſeyn kann, wo kein Leben mehr vorhanden iſt. Wir drücken dies im gemeinen Leben bildlich, aber doch nicht unrichtig ſo aus, daß wir ſagen, die Seele verlaſſe den Körper. Ich geſtehe, daß ich mir keine deutliche Vorſtellung davon machen kann, aber ich ſtoße mich daran nicht; denn wir haben ja überhaupt keinen Begriff davon,

wie ein unkörperliches Weſen den Ort verändern könne. Kurz, die Kraft, welche unſre höhere, geiſtige Natur ausmacht, verſchwindet aus dem Körper, ſie hört auf, in demſelben ſichtbar zu ſeyn, weil ſie nicht mehr in demſelben thätig und wirkſam ſeyn kann. Aber daß dieſe Kraft ganz und gar aufhöre, daß ſie, indem ſie aus dem Körper entweicht, aufhöre zu ſeyn, und indem ſie unſrer Wahrnehmung ſich entzieht, ganz aufgehoben werde, würde aus dieſem Begriffe des Todes keinesweges folgen.

Du verſtehſt mich ganz recht; unterbrach ſie Theon; und ich freue mich, daß du von ſelbſt auf die Folgerung gerathen biſt, die ich eben ziehen wollte. Denn dieß iſt die gewöhnliche falſche Vorſtellung, die man vom Tode ſich macht, wie ich vorhin ſagte. Man verwechſelt das Aufhören der Lebenskraft mit dem ſichtbaren Verſchwinden der geiſtigen, von jener unabhängigen und verſchiedenen, Kraft. Weil man die geiſtige Kraft nicht mehr

wahrnimmt, ſo ſtellt man ſich das völlige Aufhören derſelben und ihr Verſchwinden als eins vor. Kein Menſch kann hier etwas beſtimmen, weil jedes Mittel aufhört, etwas zu erkennen und wahrzunehmen; aber ſo viel iſt unleugbar, daß der Tod oder das Sterben, uns zwar nöthigt, das Aufhören der thieriſchen Lebenskraft anzunehmen, daß es uns aber nicht berechtigt, das Aufhören der geiſtigen Kraft vorauszuſetzen. Was wir nicht wirklich wahrnehmen, darüber dürfen wir auch nichts entſcheiden. Nun nehmen wir zwar wahr, daß bey dem Sterben eines Menſchen die thieriſche Lebenskraft aufgehoben wird, aber von der geiſtigen Kraft nehmen wir dabey gar nichts wahr; wir finden nur ſo viel, daß ſie nicht mehr ſichtbar iſt, nicht aber, daß ſie gar nichts mehr ſey; wir können alſo auch nicht behaupten, daß ſie im Tode ganz aufhöre. Denn der Tod iſt eine thieriſche Auflöſung, eine Zerſetzung mehrerer irdiſchen Theile in

ihre einzelnen Stoffe; das geistige Wesen aber ist nicht thierischer Natur; folglich geht der ganze Zustand des Sterbens, nicht die geistige Natur, sondern blos die thierische an; jenes bleibt er blos mittelbar, in wie fern nämlich die Erkennbarkeit der geistigen Natur durch den Tod aufgehoben wird.

Aber wozu führt dieß alles? fragte ich ihn. Doch nicht zu einem Beweise von der Unsterblichkeit der Seele oder unsrer Fortdauer nach dem Tode? Denn wenn wir auch die geistige Kraft nicht untergehen sehn, so bleiben wir dessen ungeachtet nicht weniger ungewiß, ob sie fortdaure. Und das ist es ja eben, woran der Mensch zweifelt, und was die Furcht vor dem Tode auf einen solchen Grad treibt, weil er nicht gewiß ist, daß der Geist mit dem Körper nicht zugleich untergehe, oder zu seyn aufhöre. Ich fürchte, du mögtest durch jene spitzfündige Beschreibung des Todes wenig Glauben bewirken.

Auch iſt dieß in der That nicht meine Abſicht, antwortete Theon. Ich wollte nur ſo viel beweiſen, daß der Menſch Unrecht hat, wenn er bey dem Tode den Untergang der geiſtigen Kraft zugleich mit dem Aufhören der Lebenskraft des Körpers vorausſetzt; wenn er das Sterben nothwendig auch von der Seele verſtehen zu müſſen glaubt, und etwas annimmt, wozu er ſchlechterdings keinen Grund hat. Es iſt, behaupte ich, eine ungegründete Vorſtellung, wenn man glaubt, daß der Tod die geiſtige Kraft betreffe; es läßt ſich vielmehr über die letztere vor der Hand noch gar nichts beſtimmen, ſondern der Menſch verwechſelt das, was er ſieht, mit dem, was er zu ſehen glaubt. Er ſieht das Aufhören der Lebenskraft, aber das Aufhören der geiſtigen Kraft ſieht er nicht; er glaubt nur, es zu ſehn, weil er das geiſtige Leben nun eben ſo wenig wahrnimmt, als das Thieriſche. Ich gebe dir zu, daß ſich aus dem, was ich

gesagt habe, nicht mit Grunde behaupten läßt, daß die Seele nach dem Tode des Körpers nothwendig fortdaure, aber es ist doch so viel gewiß, daß aus dem Tode des Körpers ihr Untergang auf keine Weise gefolgert werden dürfe, oder nur wahrscheinlich werde. Ich verlange weiter nichts, als daß ihr mir zugebt, daß der Tod uns über den Zustand der Seele, nach dem Aufhören des thierischen Lebens, in völliger Ungewißheit lasse; und ich bin völlig zufrieden, wenn der Mensch nur so viel einsieht, er habe Unrecht, aus dem Aufhören des Lebens auf den Untergang der Seele zu schließen. Wiewohl ich glaube, daß, wenn er davon fest überzeugt ist, auch seine Furcht vor dem Tode sich merklich vermindern werde.

Ich will dir das zugeben, fiel Clementine ein; aber wozu solche Sitzfündigkeiten, da, wo das Bewußtseyn des Menschen viel deutlicher spricht und viel sicherer zum Glauben führt, als alle Speculation-

Warum wollen wir dem Menſchen immer noch erlauben, ſich zu den unſichern Gründen einer weitgeführten Unterſuchung zu flüchten, da er doch durch alles das, was bey jenen Speculationen gewonnen wird, nichts weiter erlangt, als daß er einſieht, er wiſſe durchaus nichts, weder dafür noch für das Gegentheil? Es mag ſeyn, daß ihr Philoſophen befugt ſeyd, alles erforſchen zu wollen, aber ihr gewinnt wahrlich wenig dadurch; und ich fürchte, euer eignes Bewußtſeyn verliert am Ende die Sicherheit der Ueberzeugung, welche jeder hat, der in dieſen Angelegenheiten blos ſeinem Herzen folgt, wie man zu ſagen pflegt. Zwar pflegt ihr Männer uns immer vorzuwerfen, daß unſre Ueberzeugung größtentheils mehr auf dunkeln Gefühlen, als auf richtigen Einſichten beruhe; aber ich denke, unſer Glaube iſt darum nicht ſchwächer, und da unſre Ueberzeugung gewöhnlich das Werk unſers innern Weſens iſt, ſo handeln wir mehr derſelben gemäß,

als die, welche sie aus Gründen weit herzuholen gewohnt sind.

Laß uns nicht das Ziel aus den Augen verlieren; nahm ich das Wort. Wir beyde sind so überzeugt, wie du, daß der Glaube an unsre Fortdauer nach dem Tode, nicht auf Speculationen, sondern auf dem innigsten Bewußtseyn des Menschen, ich möchte sagen, auf seinen immer regen Sehnen nach der Ewigkeit, beruhe. Aber wir haben dich unterbrochen, Theon; fahre fort deine Meinung uns auseinander zu setzen.

Ich blieb, antwortete dieser, dabey stehn, daß man gewöhnlich von dem Tode eine falsche Vorstellung habe, welche uns nicht selten den Glauben an das zukünftige Leben erschwert. Hat also der Mensch keinen Grund, mit dem Aufhören der thierischen Lebenskraft des Körpers, auch das Aufhören der geistigen Kraft vorauszusetzen und zu fürchten, wie ihr beyde mir zugegeben habt, so laßt uns sehn, was der Mensch

hoffe, der ein Leben nach dem Tode hofft. Von gänzlicher Vernichtung des Wesens, von einem gänzlichen Verschwinden desselben aus der Reihe der Dinge kann die Rede nicht seyn. Dieß kann kein vernünftiger Mensch fürchten, oder sich nur verstellen

Wie so? unterbrach ihn Clementine. Ich glaube doch, man könnte sich eben so gut vorstellen, daß man einmal wieder aufhörte zu seyn, wie man sich vorstellen kann, daß man einst nichts gewesen sey. Liegt in der letztern Vorstellung kein Widerspruch, so kann auch in der erstern keiner liegen.

Hälst du die Kraft, antwortete Theon, welche in dir wohnt, welche eigentlich dein Wesen ausmacht, für etwas zufälliges, das heißt, für eine bloße Eigenschaft, die den einzelnen Theilen deines Körpers zukommt?

Wie sollte ich? sprach sie. Ich halte sie vielmehr für etwas selbstständiges, für etwas, das für sich besteht, wenn sie gleich

mit ihren Aeußerungen an dieſen Körper gebunden iſt. Mit Recht ſagteſt du vorhin, daß wir eben deswegen uns ein eignes Weſen beylegten. Allein wie willſt du daraus zeigen, daß man ſich die gänzliche Vernichtung dieſer Kraft nicht zu denken vermöge? Iſt nicht die Lebenskraft auch etwas für ſich beſtehendes, und doch hört ſie auf?

Du machſt dieſen Einwurf nicht im Ernſte, erwiderte er. Wir ſchreiben den Theilen, welche unſern Körper ausmachen, zwar eine Kraft zu, aber darum nicht ein eignes Weſen, weil dieſe Kraft nicht unabhängig von den menſchlichen Verrichtungen der irdenen Stoffe iſt. Und hört denn dieſe Kraft auf zu ſeyn? Woher wiſſen wir denn, daß ſie ganz untergehe? Sie wirkt nicht mehr in dieſen Verhältniſſen, aber ſie iſt immer noch vorhanden. Sieh dich um in der ganzen Natur. Werden wir nicht überall gewahr, daß aus der Ver-

weſung neue Körper hervorgehn? daß jeder Körper, wenn er aufgelöſt wird, doch den Stoff zu neuen Geſchöpfen, die Kraft zu neuem Leben enthalte? Siehe das Samenkorn, in welchem der Keim noch unentwickelt liegt; es wird kein Leben empfangen, wenn es nicht verweſt. Siehe jeden Körper an, der in dem Zuſtande der Verweſung der Gegenſtand unſers Abſcheues iſt; er befruchtet neue Körper, er theilt die Kraft der aufgelöſten Stoffe einem neuen Ganzen mit, er belebt damit die todten Theile der Materie, und neues Leben geht aus dem Tode hervor. In der Natur geht keine Kraft unter; nichts geht verlohren, und der Tod iſt nichts, als ein Wechſel der Geſtalten, unter welchen uns das Leben erſcheint. Mit der Lebenskraft unſers Köpers iſt es nicht anders. Sie beſteht in den vereinigten Kräften der einzelnen Stoffe, aus welchen der Körper zuſammengeſetzt iſt, ſie hört alſo auf in dem Körper zu ſeyn, ſobald

die Auflösung oder Trennung jener Kräfte erfolgt; aber wer will daraus folgern, daß sie zu Grunde gehe?

Ich gewiß nicht, antwortete Clementine; es ist nicht zu leugnen, daß von dem, was einmal da ist, gar nichts ganz verschwinden, ganz aufhören kann. Aber doch dauert die Kraft selbst so wenig fort, als der Körper, sondern nur die Stoffe, denen die Kraft einst eigen war, so lange der Körper Leben besaß.

Dieß zugegeben, fiel Theon ein, so ist doch der Schluß davon auf die Fortdauer der geistigen Kraft leicht zu machen. Die geistige Kraft, die an keinem körperlichen Stoffe hängt, sondern für sich besteht, und eignes Wesen hat, kann durchaus nicht ganz aufhören zu seyn. Sie kann nicht verschwinden, weil sie da ist, das heißt, sie hat eignes Vermögen, ein eignes Seyn; sie kann also dasselbe nie verlieren. Sage selbst, ob du dir denken kannst, daß die Kraft in

dir, in deren Beſitz du dein wahres Weſen ſetzteſt, ganz aufhören könne zu ſeyn? ob du dir vorſtellen kannſt, daß eine Kraft, die ſtärker iſt, als die Kräfte der Natur, je wieder Nichts werden ſollte? Noch einmal; ich begreife zwar allerdings nicht, wie ſie zum Daſeyn gekommen iſt; aber da ſie einmal da iſt, kann ſie nicht untergehn.

Worauf gründeſt du dieſe Behauptung? ſagte ich hier. Doch nicht auf den alten Grund von der Einfachheit und Unzerſtörbarkeit der Seele? Du weißt, wie wenig man ſich dabey denken kann, wenn man ſagt, die Seele ſey einfach, alſo auch nicht zerſtörbar, weil ſie nicht aus Theilen zuſammengeſetzt ſey. Was behält man am Ende anders übrig, als einen Begriff, deſſen Merkmale allem dem, was überhaupt begreiflich iſt, geradezu widerſprechen?

Ich halte nichts von jener Vorſtellung, entgegnete Theon; ich gründe vielmehr jene Behauptung darauf, daß der Begriff der

gänzlichen Vernichtung durchaus undenkbar ist; denn man kann kühn jeden auffordern, ein einziges verständliches und vernünftiges Wort darüber zu sagen.

Laßt uns nicht über Worte streiten, fiel Clementine ein. Gesetzt, daß kein Mensch sich die gänzliche Vernichtung seines Wesens denken könne, so ist doch der Begriff der Fortdauer nach dem Tode ein durchaus leerer Begriff, wenn er nichts weiter enthalten soll, als daß das unbekannte Wesen überhaupt in irgend einer und vielleicht fremden Gestalt fortdauern wird. Wenn ich ein Leben nach dem Tode hoffe, so hoffe ich ja nicht bloß, daß die einzelnen Theile und Kräfte, aus welchen meine Person zusammengesetzt ist, nicht vernichtet werden wird, sondern daß ich fortdaure, daß ich mit dem Bewußtseyn, das ich jetzt habe, mit der Persönlichkeit, die ich jetzt besitze, nie zu seyn und zu leben aufhöre. Wenn die einzelnen Theile, aus welchen

mein Körper hier beſtanden hat, in andern Körpern, unter andern Geſtalten, fortdauern, ſo iſt dieß doch nicht mein Körper, welcher fortdauert. Eben ſo muß die geiſtige Kraft, als die meinige fortdauern, oder, ich muß mit dem Bewußtſeyn derſelben Kraft, welche ich hier beſitze, zu leben fortfahren, wenn das Leben und die Fortdauer nach dem Tode mehr als leeres Wort ſeyn ſoll. Der Menſch iſt ſich ſeiner als eines für ſich beſtehenden, mit eignem Daſeyn und mit eigner Kraft begabten Weſens, oder als einer Perſon bewußt, und wenn er alſo erwartet, daß er nach dem Tode noch fortdauern werde, ſo hofft er, daß er, ſeine Perſon, ſein Weſen mit dem Bewußtſeyn fortdaure, das er hier hat. Was wäre mir denn das Leben nach dem Tode, wenn es nicht die Fortſetzung meines Lebens wäre? wenn ein anderes mir fremdes Weſen, aus den Stoffen des meinigen zuſammengeſetzt, gleichſam an meiner

Stelle fortdauerte? Ich glaube, dieſer Gedanke iſt nicht viel tröſtlicher, als die Furcht vor Vernichtung. Vielmehr ſoll das Leben nach dem Tode eine unmittelbare Fortſetzung dieſes Lebens ſeyn; es ſoll nicht einmal wieder anfangen nach dem Tode, weil es auch nicht einen Augenblick unterbrochen wird. Mein Bewußtſeyn, das Bewußtſeyn meiner eignen Perſon, das iſt, meiner eignen Kraft und Thätigkeit, kann nicht aufhören, wenn ich nicht mich ſelbſt vergeſſen habe, und dann wäre es ja nicht eine Fortdauer meines Lebens, wenn ich nach dem Tode nicht wüßte, daß ich fortlebte, der ich ehedem hier auf dieſer Erde gelebt habe. Nein, daß mein Bewußtſeyn, daß mein Daſeyn in keinem Augenblicke unterbrochen wird, daß ich mit der Kraft, welche ich hier beſitze, deren ich mir hier bewußt bin, dort fortdauern werde, daß ich zwar eine neue Laufbahn beginne, aber mit dem Bewußtſeyn der alten; nicht als ein andres Weſen, ſondern als

daſſelbe, nur auf einer höhern Stufe, daß ich alſo nie mich ſelbſt verliere, ſondern mit meinem wahren innern Weſen, mit meiner Perſönlichkeit fortdaure, dieß iſt es, was ich hoffe, was jeder Menſch hoffen muß, der ein Leben nach dem Tode, der eine ewige Fortdauer erwartet.

Du kommſt mir zuvor, unterbrach ſie Theon. Allerdings muß die Fortdauer nach dem Tode eine Fortdauer unſrer Perſönlichkeit, und unſers Bewußtſeyns ſeyn; und es kann dem Menſchen nicht genügen, zu wiſſen, daß er nicht vernichtet werde, wenn ihm nicht die Fortſetzung dieſes Lebens gewiß iſt, wenn ihm nicht die Ewigkeit als eine ununterbrochne Dauer ſeines Bewußtſeyns erſcheint. Denn wenn unſer Bewußtſeyn aufhörte, ſo würde auch eigentlich unſer Weſen aufhören; wenn ich nicht nach dem Tode fortlebte, mit dem Bewußtſeyn, daß ich es ſey, ſo wäre ich im Grunde ſo gut wie vernichtet.

Aber, fiel ich ein, doch iſt der Menſch

zu dem Bewußtſeyn gelangt, das er vorher nicht hatte, und er kann es alſo nicht als unmöglich anſehn, daß er es wieder verliere, ſo gut er von dem nichts weiß, was er war, ehe er gebohren wurde. Ich gebe dir zu, daß der Menſch viele ſeiner ſeligſten Hoffnungen verlieren würde, wenn er mit dem Tode auch das Bewußtſeyn dieſes Lebens und ſeiner Perſon verlöhre. Aber ich weiß nicht, ob man ſich nicht überhaupt darauf einſchränken könne, die Fortdauer des geiſtigen uns unbekannten Weſens vorauszuſetzen, wenn auch dieſes Leben mit allen ſeinen Verhältniſſen auf immer verſchwinden ſollte, ſobald unſer Auge geſchloſſen iſt. So wenig ich von dem Daſeyn dieſes Weſens oder dieſer Kraft vor meiner Geburt etwas weiß, und dennoch das Bewußtſeyn jenes frühern Daſeyns nicht bedarf, ſo wenig ſcheint es nothwendig zu ſeyn, daß dieſes Lebens Erinnerung uns in das neue Leben begleite. Genug, daß daſſelbe Weſen mit denſelben Zwecken, mit dem

selben Kräften fortdauert, mit welchen es hier Daseyn und Leben hatte. Denn ihr habt ja oft schon gehört, daß viele dieses irdische Leben nicht für den Anfang unsers Daseyns halten. Da wir nun von einem frühern Daseyn keine Erinnerung haben, so würde doch auch die Fortdauer unsers Lebens ohne die Erinnerung des gegenwärtigen gedacht werden können.

Ich würde erstaunen, hob Theon an, wenn ich fürchten müßte, daß jene trostlose Lehre deine Meinung wäre; aber ich weiß, daß du mit mir einig bist, denn was berechtigt uns ein früheres Daseyn vorauszusetzen, da wir uns desselben ganz nicht bewußt sind. Eben, weil wir davon nichts wissen, ist es nicht wahrscheinlich, daß wir schon früher waren; wenigstens sieht jeder ein, daß ihm ein früheres Daseyn ganz gleichgültig seyn müsse, dessen Bewußtseyn er so ganz verlohren hat, daß er hier so gut wie von vorn anfangen muß. Und was sollte

uns die Ewigkeit seyn, wenn der Tod unser Bewußtseyn zerstörte, wenn er gleichsam auf ewig diesen Zeitraum unsers Lebens von uns losrisse? Nein, es ist unmöglich, sich die Fortdauer des Lebens zu denken, wenn uns nicht das Bewußtseyn desselben in die Ewigkeit begleitet. Die Zukunft muß sich an die Gegenwart anschließen, wie der Morgen an diesen Abend, wie beym Erwachen am neuen Tage sich das Gefühl des neuen Lebens an die Erinnerung des gestrigen anschließt. Aber daß mein Bewußtseyn fortdauert, daß die Erinnerung dieses Lebens mich stets begleitet, daß ich mit dem Bewußtseyn dieses irdischen Daseyns und aller der Verhältnisse, die mein wahres Wesen, nicht den irdischen Menschen, betrafen, fortdauern werde, dieß macht mir die Zukunft erst hell und gewiß, und die Fortdauer nach dem Tode zur Fortdauer, und mich selbst unsterblich.

Du hast aus meiner Seele gesprochen,

antwortete ich. Denn allerdings bin ich ganz deiner Meinung.

Und auch aus meinem Herzen haſt du geredet, fiel Clementine ein. Wer könnte ſich beruhigen mit dem Leben, das er nicht mehr kennt? Wer könnte bey der Furcht, dieſes Leben einſt ganz zu vergeſſen, ſich mit einer Zukunft tröſten, deren Zuſammenhang mit der Gegenwart er einſt nicht kennen wird? Gern tröſtet ſich der Unglückliche mit der Hoffnung, einſt ſeine Leiden zu vergeſſen, und von den Gefühlen und Erinnerungen dieſes Lebens nichts mit hinüber zu nehmen, als die angenehmen; und gewiß war es eine unglückliche weiche Seele, die das ſchmerzhafte Gefühl eines unglücklichen Daſeyns ſchwächen, und den nicht geſättigten Durſt nach Zufriedenheit ſtillen wollte; welche die reizende Fabel von dem Quell der Vergeſſenheit erfand. Pſyche wird nicht Vergeſſenheit trinken, denn einſt wird ſie ſo ſtark ſeyn, daß ſie die Ver-

geſſenheit nicht mehr bedarf; ſie wird einſt ſelbſt die Erinnerung an die Leiden glücklich ſeyn, welche ſie hier überſtand. Mit Freude und Zufriedenheit wird ſie auf dieſen Schauplatz ihres jugendlichen Lebens zurückblicken, und indem ſie über die verworrenen Schickſale, die ſie hier beunruhigten, die herrlichſten Aufſchlüſſe empfängt, und dem Ziele, wohin ſie auf einſt dunkeln Wegen wandeln mußte, näher kommt, dieſes Leben ſegnen mit ſeinen Freuden und Leiden, mit ſeiner Wonne und mit ſeinen Thränen. Hier macht uns die Erinnerung Schmerz, ſo lange ſie bloß auf den Gegenſtand unſers Kummers gerichtet iſt, aber ſchon hier gewährt uns die Erinnerung an überſtandene Leiden eine frohe Empfindung; und dann, wenn ſich alles auflöſt, was hier verworren war, wenn das Dunkel verſchwindet, das unſere Schickſale hier umhüllte, wenn wir die Weisheit erkennen, die uns hier oft verborgen war, und wir nun erfahren, daß wir auf dieſem

Wege am ſicherſten zum Ziele kommen, daß es ſo kommen mußte, wenn wir geläutert und gereinigt zum ewigen Leben gelangen ſollten; dann ſollte die Erinnerung an unſer Leiden uns nicht ſchadlos halten für dieſe Leiden ſelbſt; dann ſollten wir noch wünſchen, die Thränen zu vergeſſen, die unſer Herz einſt über das Unglück ſeiner Geliebten vergoß, wenn wir ſehn, daß das ihr Glück war, warum wir einſt weinten? dann ſollten wir nicht glücklich ſeyn in dem Andenken an das Leben, wo wir manche Freude für unſern Geiſt empfanden, wo wir auch durch Widerwärtigkeiten und Unglück geſegnet wurden? O laßt mir immer dieſe Hoffnung, und ich weiß, ihr hoffet mit mir.

Ja wohl, meine Theure, antwortete Theon; dieß iſt die Hoffnung jedes guten Menſchen, ſo wie eben dieſe Erinnerung die Strafe des Böſen iſt. Nein, dieſer muß die Ewigkeit fürchten, in welcher ihn

das Bewußtſeyn eines verſchwendeten, gemißbrauchten Lebens ſtets begleitet, wenn der gute Menſch in der Erinnerung an das Leben, das er gut anwendete, reichliche und herrliche Belehrung findet. Dieß ſind die Rachegöttinnen der Alten, welche den Böſen überall verfolgen; jenen beſtraft, dieſen belohnet — Bewußtſeyn! — O daß der Menſch dieſer Hoffnung gemäßer handelte; daß er, der ſich den Unſterblichen nennt, auch ſo handelte, daß er ſich ewig ſeiner Handlungen ohne Reue erinnern kann! daß er, der ein ewiges Leben erwartet, ſtets ſo geſinnet wäre, daß die Fortdauer ſeines Daſeyns ihm nicht Qual, ſondern Seligkeit iſt, daß er mit Freuden dem Ziele entgegengeht, wie ein müder Wanderer den Berg erklimmt und mit frohen Gefühlen noch einmal auf den zurückgelegten Weg zurückblickt, und geſtärkt durch dieſen Anblick der Heimath entgegeneilt. Ach daß wir immer ſo wenig nach dem Ziele blicken,

daß wir uns ſo ganz in der Gegenwart verlieren, daß wir die Zukunft darüber verſäumen! Ach daß der Menſch, deſſen Herz zu edel iſt, für die kleinen Freuden dieſes Lebens, deſſen Geiſt den Gedanken der Ewigkeit zu faſſen vermag, ſich auf die Gegenwart einſchränken kann, und die Flügel ſeiner Seele, wie die Alten dichteten, ſo ſelten unter den körperlichen Flügeldecken emporhebt, und auf dem Boden bleibt, ſtatt ſich ſchon hier in dem himmliſchen Lichte der Unſterblichkeit zu erwärmen, das ihn einſt, wenn die Hülle dahinſinkt, in einem höhern Daſeyn verklären wird.

Laß uns alſo, ſprach ich, feſtſetzen, worüber wir einig ſind. Unſre Hoffnungen nach dem Tode erſtrecken ſich auf die Fortdauer dieſes Lebens, das heißt, wir hoffen, daß wir auch nach dem Tode mit dem Bewußtſeyn unſerer Selbſt fortdauern, daß das Bewußtſeyn unſerer Perſönlichkeit, welches wir das Selbſtbewußtſeyn nennen, durch den Tod

nicht unterbrochen wird, daß das innre, geistige Leben, und die Kraft, welche es in uns hervorbringt, ewig fortdauern werde. Unsterblichkeit ist nicht Unvergänglichkeit, sondern ewiges Daseyn, ewige Fortdauer; das ewige Leben ist kein neues Leben, sondern das ewig fortgesetzte lebendige sich selbst bewußte Daseyn des Menschen.

Ich glaube, unterbrach mich hier Clementine, du sagst ganz richtig, das ewige Leben sey kein neues Leben. Denn in der That wird bey vielen die Vorstellung, daß nach dem Tode das Leben von Neuem anfange, den Glauben in Schwierigkeiten verwickeln. Es giebt uns kein Ende wieder und keinen Anfang, nichts als Fortdauer; jede Unterbrechung deucht mir wie ewiger Tod.

Das ist ganz meine Meinung; erwiederte Theon. Das zukünftige Leben ist eine unmittelbare Fortsetzung des Gegen-

wärtigen. In dem Augenblicke, da die geistige Kraft für die letzte Thätigkeit in dem sich auflösenden Körper hervorgebracht hat, ist ihre Thätigkeit schon in andern Verhältnissen, die wir freylich nicht gewahr werden, wirksam, sie ist unausgesetzt dasselbe, Kraft, Thätigkeit, Wirksamkeit, Leben, daher glaube ich auch, daß die Meinung derer, welche eine Unterbrechung derselben annehmen, nicht gebilligt werden kann.

Du meinst vermuthlich den Seelenschlaf, wie man den Zustand der Unterbrechung des Lebens bildlich nennt; fiel Clementine ein. Auch ich habe immer in dieser Vorstellung sehr viel Anstößiges gefunden, und ich halte sie für die Folge einer zu sinnlichen Vorstellung von der Seele. Man denkt sich diese lebendige Kraft gewöhnlich nicht blos eingekörpert, sondern selbst fein bekörpert, etwa wie die Psychen der Alten, „leichte flüchtige Schatten, ent„eilende Bilder des Körpers.“ Diese Seele,

oder die lebendige, thätige, kann in keinem Augenblicke ganz aufhören, thätig zu seyn. Denn Thätigkeit ist ihr Leben, Unthätigkeit ihr Tod. Sie setzt die Aeußerung ihrer Kraft unausgesetzt fort, und ein Mittelzustand zwischen der Thätigkeit dieses Lebens und einer künftigen ist nicht denkbar. So wenig in diesem Leben die Wirksamkeit unserer Seele je ganz unterbrochen wird — denn die krankhaften Zustände des Körpers hindern blos die Aeußerung und Wahrnehmung derselben, und selbst während des Schlafs zeigt sie sich in Träumen — so wenig kann sie einen Augenblick nach dem Tode gestört oder unterbrochen werden. Ruhe — wozu ist sie nöthig, wie ist sie möglich, da ohne Kraft, ohne Thätigkeit jedes Bewußtseyn verschwindet, und Unthätigkeit, Aufhören der Wirksamkeit ist nichts anders, als Tod. Sagt mir, meine Lieben, haltet ihr die Ruhe im Grabe für etwas anders, als ein Bild, zu welchem man

dem Schlafe die Farben und der Nacht die Schatten abgeborgt hat?

Und den Leiden dieſes Lebens den Wunſch, unterbrach ſie Theon. Der Müde harret des Abends, und der Leidende wünſcht ſich Vergeſſenheit des Schmerzes im kurzen Schlafe. So hoffet der Menſch Ruhe im Grabe, die er nicht fühlt, und Vergeſſenheit des Elends, wenn er nichts mehr fühlt. Aber ich glaube, durch dieſe Vorſtellung gewinnen wir nichts, wir erweichen uns und werden offenbar ſchwächer; da doch die Hoffnung ungeſtörterer, glücklicherer Thätigkeit unſern Muth ſtärken ſollte.

Allerdings, ſagte ich, wäre die Hoffnung des zukünftigen Lebens ohne Troſt, wenn dieſes erſt nach einer Zeit der Bewußtloſigkeit, oder des Nichtſeyns anfangen ſollte. Doch laß uns fortfahren. Du wollteſt die Gegenſtände angeben, auf welche unſre Hoffnungen nach dem Tode gerichtet ſeyn könnten.

Die Frage: was können wir nach dem Tode hoffen, ist schon beantwortet, antwortete er. Die Fortdauer, die unmittelbare, mit Selbstbewußtseyn begleitete, nie unterbrochene Fortsetzung dieses geistigen Lebens. Oder glaubt ihr, daß zu dieser Hoffnung noch etwas mangle?

Ich denke nicht, antwortete Clementine, daß du diese Hoffnung für hinreichend und überall befriedigend hältst. Sollten wir für die Art jener Fortdauer, für die Verhältnisse, unter denen wir dieses Leben fortsetzen, selbst für die Verhältnisse, welche der Tod hier unterbricht, keinen Wunsch, keine Hoffnung nach dem Tode haben? Wo bliebe dann das Tröstende für die weichen Seelen, die das Liebste und Edelste hier zurücklassen, oder von ihm hier zurückgelassen wurden? Dürfen wir den Menschen ohne einen freundlich leuchtenden Stern in das unendliche Meer der Ewigkeit schicken, gleichsam ohne Steuerruder und Compaß?

Können wir es denn aufgeben, dieſes Leben ſo fortzuſetzen, wie es hier aufhört, das dort zu vollenden, was wir hier nicht vollbringen konnten?

Ich verſtehe deine Fragen, unterbrach ſie Theon. Und dürfte ich es leugnen, daß jene Hoffnungen auch mir den größten Troſt gegeben haben. Aber erlaube mir, dieß noch nicht zu berühren, ſondern erſt die Hauptſache unter uns abzuthun.

Und welche? fragte ich. Warum willſt du nicht alle Hoffnungen aufſtellen, welche der Menſch nach dem Tode haben darf?

Weil wir dieß jetzt noch nicht mit Sicherheit thun können, und weil die meiſten Menſchen hier in den Fehler fallen, zu hoffen, weil ſie wünſchen, und zu glauben, weil ſie begehren.

Mache dieß deutlicher, ſagte ich. Wenn jene Dinge, welche Clementine genannt hat, mit zu unſern Hoffnungen nach dem Tode gehören, warum ſollte der Menſch ſie nicht

wünschen und hoffen, oder warum willst du dieſe lieblichen Genien aus dem Bilde des ewigen Lebens auslaſſen, und den Menſchen allein hineinſetzen, wie in den Abbildungen von der Schöpfung des erſten Menſchen? Glaubſt du, daß ein leeres Bild die ganze Hoffnung des Glücklichen erfüllen könne; denn den Unglücklichen wird es nimmermehr genügen.

Das iſt nicht meine Meinung, antwortete Theon. Aber der Menſch liebt oft das Bunte und Tolle in den Bildern, und ſeine Einbildungskraft täuſcht ihn hier nicht ſelten mit irdiſchen Erwartungen. Ein jeder ſchmückt ſich den Himmel auf ſeine Weiſe aus, und mir fällt dabey immer die Antwort jenes Wilden ein, der gegen den Miſſionar die Bemerkung machte: „euer Himmel iſt unter dem großen Waſſer, der unſrige bey den Sternen.“

Freylich, unterbrach ihn Clementine, darf man nicht vergeſſen, daß man

hier bildlich redet, aber doch hat jeder den Himmel über sich. Er sieht aufwärts und nicht hinunter. Doch was denkst du zu thun, um jene Hoffnungen zu leiten und zu sichern?

Was ihr selbst vorhin von mir verlangtet, antwortete er; den Menschen gewiß zu machen in Ansehung jener Hoffnung; dann wird er sich leicht über das übrige verständigen lassen. Mit einem Worte: Lasset uns sehn, worauf die Hoffnung von unserer Fortdauer, wie wir sie vorher beschrieben haben, sich gründe; über die Art derselben werden wir dann gewiß einig werden.

Wie denkst du dieß anzufangen, fragte ich, und welchen Weg willst du einschlagen, um den Glauben an eine ewige Fortdauer den armen Menschen gewiß zu machen, die vor dem Tode zittern, und bey allen Hoffnungen, die ihnen die

Religion und eignes Nachdenken giebt, so troſtlos ſind?

Durch den Glauben ſelbſt, ſprach er. Der Glaube allein iſt das einzige Unterpfand jener Hoffnung. Du haſt mit jenem Worte, ohne daß du ſelbſt es wollteſt, den Weg bezeichnet, den wir zu gehen haben.

Wie ſo? fiel ich ein. Wir ſuchen ja den Grund jenes Glaubens. Dieſes kann nicht der Glaube ſelbſt ſeyn.

Allerdings, fuhr er fort. Es giebt hier nichts als Glauben, und man kann keinen andern Grund angeben, als den Glauben.

Du ſcheinſt mir, antwortete ich, mit Worten zu ſpielen. Erkläre dich deutlicher.

Wenn ich nicht irre, unterbrach uns Clementine, ſo verſtehe ich die Worte Theons. Er meint, glaube ich, es gebe für unſere Hoffnungen nach dem Tode eine ganz andere Art von Ueberzeugung, als die, welche wir Wiſſen nennen. Hat er nicht

ſchon vorhin den Glauben von dem Wiſſen unterſchieden, und die unmittelbare Ueberzeugung und Erkenntniß, wie ihr Philoſophen ſie nennet, von der mittelbaren aus Gründen des Glaubens? Er will daher mit jenen Worten wohl nichts anders ſagen, als, für unſre Hoffnungen nach dem Tode gebe es kein Wiſſen, keine Erkenntniß, ſondern bloßen Glauben.

Hat er dieß, antwortete ich, damit ſagen wollen, ſo nehme ich meinen Vorwurf zurück. Nur finde ich hier ſo viel zweydeutiges, daß es nöthig iſt, von unſerm Theon eine genaue Erklärung zu verlangen. Ich gebe ihm zu, daß es für dieſe Hoffnungen keinen Beweis giebt, ſie ſind eben ſo erhaben über alle Speculation, als ihr Gegenſtand die Gränzen aller Erkenntniß überſchreitet. Aber doch ſcheint es mir, als ob ihr eure Glaubensgewißheit noch lange nicht ſo deutlich dargethan hättet, wie dieß geſchehen mußte, wenn die Gegner,

die den Glauben schmähn, euch nicht wegen geflissentlicher Dunkelheit tadeln sollten. Ihr macht es mit dem Glauben an Gott nicht anders. Ihr sagt, es gebe keinen Beweis dafür, und setzt an die Stelle aller Beweise einen Glauben, eine innere moralische Gewißheit, die höher sey, als alle Vernunft. Aber du wirst mir zugeben, daß ihr den eigentlichen Grund derselben nicht immer genug enthüllt und bestimmt habt. Wie wäre es sonst möglich, daß man euch so mißverstehn, und euch Schuld geben könnte, daß ihr mit eurem Glauben den Glauben lästertet?

Weil der Glaube selbst, unterbrach mich Theon, durchaus nicht zu beweisen, ja nicht einmal zu begreifen ist.

Du machst es immer schlimmer, entgegnete ich ihm. Damit wirst du wenig Anhänger gewinnen, wenn du den Glauben unter das Unbegreifliche zählst.

Und doch ist er es, sagte er ruhig. Er

ist das lebendige in dem Menschen, das unmittelbar erzeugte, durch sein Innerstes hervorgebrachte, in keiner äußern Erfahrung sichtbare, und daher ganz das Unbegreifliche im Menschen. Ich vermag nichts zu sagen, als, ich glaube, daß wie ist für jeden Menschen, außer mir, unsichtbar, unbegreiflich; daher hat auch jeder seinen eignen Glauben, und doch sollten alle nur einen Glauben haben.

Ich bitte dich, nahm hier Clementine das Wort, erkläre dich gegen unsern Freund deutlicher. Denn wenn auch er an deiner Wahrhaftigkeit nicht zweifeln sollte, so giebt es doch viele, die den Glauben gleichsam mit Händen greifen wollen.

Unter welche ihr beyde doch wohl nicht gehört, du am wenigsten, Clementine, welcher unser guter Vater so immer Schuld giebt, daß du Gesichte hast. Aber ich weiß es, daß selbst viele Menschen, denen der Glaube nicht fremd ist, wenn sie davon

reden, ſich gerade ſo gebehrden, als wenn ſie eine Geſchichte erzählen wollten. Laßt mich daher ganz kurz meine Meinung ſagen *).

Wohl, ſagte ich hier, magſt du über das Unbegreifliche ganz kurz ſeyn. Ich wollte wohl, daß man von jeher vom Glauben weniger geſprochen hätte; denn nur die That, nicht die Worte drücken ihn aus.

Und eben darum, fuhr er fort, habe ich ganz recht, wenn ich ihn das Unbegreifliche im Menſchen nenne. Der Menſch hat eine doppelte Welt, die ihn beſchäftigt; eine äußere um ſich, eine unſichtbare in ſich. Die äußere erkennt er durch die Sinne, die innere wird durch ſein eignes Bewußtſeyn erzeugt. Er nimmt ein doppeltes Daſeyn wahr, ein fremdes, äußeres und ſein eignes; aber es unterſcheidet beydes auf das genauſte. Er muß ſich ſelbſt ein äußeres Da-

*) Siehe die Beylage.

ſeyn zuſchreiben, aber er ſetzt es ſeinem eignen innern Weſen beſtimmt entgegen. Er hängt von der Außenwelt ab, denn durch ſeinen Körper ſteht er mit der Körperwelt in Verbindung; ſein eignes Daſeyn wird durch die Geſetze derſelben beſtimmt; allein ſein Verhältniß zu derſelben iſt nicht das einzige, ſeine Verbindung mit dem fremden Daſeyn betrifft nicht das wahre Weſen des eigentlichen Menſchen. So lange der Menſch bloß bey jenem Verhältniſſe ſtehen bleibt und gleichſam mit ſeinem Blicke an dem einheimiſchen Boden hängt, der ihn, den äußern Menſchen, erzeugte, ſo lange ſteht er auf der gewöhnlichen Stufe der Unmündigkeit, innerhalb den Gränzen der Erfahrung. Ihm iſt bloß das Sichtbare begreiflich und das Begreifliche gewiß und wahr; allein er kennt nicht die Welt in ihm und das Unbegreifliche jenſeits der Erfahrung. Aber wenn der Menſch ſeinen Blick gegen ſich ſelbſt hinkehrt; wenn in

ihm die innre, sittliche Welt, deren Gesetze aus der ewigen Vernunft hervorgehn, deutlich wird, wenn seine Freyheit, deren höchstes Gut nicht irdisch, sondern überirdisch ist, von dem unsichtbaren Geiste, der jene Welt belebt, ergriffen und angetrieben wird, wenn seine Vernunft dann erfüllt ist mit dem unendlichen Streben nach jenem höchsten Gute, welches kein anderes als Harmonie alles in allen mit den ewigen Gesetzen der unsichtbaren sittlichen Welt ist; dann wird er mündig von der Vormundschaft des Glücks und der Erfahrung, dann hebt sich sein Geist über die engen Gränzen der sichtbaren Welt, welche seinem Streben keine Genüge thut; er erkennt es, daß sein Ziel höher ist, als die Erfahrung, und sein Streben mehr, als der Wunsch für wenig Augenblicke, und mit dem Glauben an das Unsichtbare, Unbegreifliche, Höchste und Unaussprechliche geht in ihm ein schöneres, höheres Daseyn hervor. Hier ist es, wo

er dann die Widersprüche zwischen den Gesetzen einer Nothwendigkeit, die alles ohne seinen Willen hervorbringt und den Gesetzen der Freyheit auflöst, wo ihm eine Vereinigung des Naturzweckes und der sittlichen Zwecke, als gewiß erscheint, wo selbst die Natur, welche ihn mit ihrem zahllosen Heere lebender Wesen umgiebt, durch den unsichtbaren Geist, der ihm erscheint, das eigentliche Leben erhält, wo sein eignes Daseyn und Leben ihm unendlich, und durch die Unendlichkeit erst als wahres Leben erscheint; und empfängt etwas, was die Außenwelt mit ihrer Erfahrung ihm nicht geben kann, Zusammenhang und Ziel durch den Glauben. Mit einem Worte: auf der ersten Stufe der Bildung bleibt der Mensch bey der Erkenntniß stehn, die Erfahrung ist seine Welt; das Begreifliche, das Gegenwärtige ist allein sein Eigenthum. Allein wenn das innre wahre Leben des Menschen anhebt, wenn er dies unendliche Ziel ge-

wahr wird, das vor ihm liegt, wenn er zu handeln anfängt, und seines wahren Wesens innre, sittliche Kraft in Bewegung setzt, dann zerbricht er die Schranken des Sichtbaren und der Erfahrung, und mit jeder Kraft, die ihm offenbarer wird, mit jedem Widerstande, den er in der Außenwelt gewahr wird, durch alles Vergängliche, Eingeschränkte, Bedingte, Begreifliche, erhebt er sich zu einer Gewißheit von dem Ewigen, Unendlichen, Unbedingten, Unbegreiflichen, durch den Glauben.

Aber, fiel ich ein, ist denn darum der Glaube selbst das Unbegreifliche? muß er nicht auf Gründen beruhn, und also begreiflich seyn?

Wenn du, fuhr er fort, unter dem Begreiflichen das verstehst, wovon sich der Mensch vor seinem eignen Bewußtseyn Rechenschaft geben kann; allerdings. Aber nichts desto weniger bleibt er schlechterdings unbegreiflich, da er weder in Ansehung

seiner Nothwendigkeit, noch seiner Entstehung, noch seinem Gegenstande nach, mit irgend einer Erkenntniß unmittelbar zusammenhängt, sondern nur mittelbar, durch das Handeln. Daher ist der Glaube das heiligste und höchste des Menschen, das letzte und schwerste; denn keine Speculation, kein System kann ihn geben, sondern der Mensch muß ihn aus seinem guten Sinne schaffen, und durch die Freyheit erzeugen. Wissen ist Stückwerk, aber der Glaube ist Vollendung und des Ganzen Erfüllung.

Und der Grund des Glaubens überhaupt? fragte ich.

Dieser ist, wie ich vorhin sagte, kein anderer, als der Glaube selbst. Denn des Menschen Gemüth, nach dem Unendlichen, Unsichtbaren strebend, erzeugt den Glauben, und der gute Sinn des Gläubigen ist der Grund, worauf er fester steht, als jedes Wissen. Es läßt sich weiter nichts sa-

gen, als daß jeder, der ſich zu jenem Grade von Selbſtbewußtſeyn erhoben hat, in dem Glauben mehr Gewißheit hat, als alle Vernunft begreifen kann. Doch wir ſind ganz von dem eigentlichen Gegenſtande abgekommen! Laßt uns zurückkehren, wenn ihr anders noch auf eurer Forderung beharret.

Allerdings, ſagte Clementine, beſtehe ich darauf, und ich hoffe, Sophron werde dir ſein Verſprechen eben ſo wenig erlaſſen, als ich. Nur was du ſo eben über den Glauben geſagt haſt, deucht mir gar nicht verſchieden von dem zu ſeyn, was Sophron vorhin ſagte. Der Glaube iſt das eigentliche Heiligthum des Menſchen, und ich begreife daher ſehr wohl, wie du ihn das Unbegreifliche nennen konnteſt.

Ich habe, erwiederte Theon, auch bloß darum davon geſprochen, ehe ich euch meine Meinung über den eigentlichen Gegenſtand unſerer Unterſuchung ſagte, weil es viele giebt, die es noch nicht wiſſen,

oder doch nicht zu wiſſen ſcheinen, worauf es bey dem Glauben eigentlich ankommt. Sie erwarten Gründe, Schlüſſe, Beweiſe; ſie wollen, daß man ihnen die unſichtbare Welt vorzeichnen ſoll, wie eine Rechnung, ſie wollen ſie ſehn und nicht glauben. Wohl mögen ſie Gründe verlangen; denn wehe dem Menſchen, der nicht Gründe für ſeinen Glauben ſich ſelbſt anführen könnte. Aber Gründe des Fürwahrhaltens ſind noch keine Beweiſe, und der Glaube verlangt mehr als Beweiſe, innige, aus dem innerſten des Menſchen erzeugte Ueberzeugung.

Laß das, Lieber, fiel ich ein, du kehrſt immer wieder auf den vorigen Abweg zurück.

Es iſt vielmehr, entgegnete er, der gerade Weg zum Ziele. Denn nun werdet ihr, ohne mein Erinnern, nicht mehr von mir verlangen, als ein Menſch fordern kann. Aber dennoch, wie ſoll ich euch die Gründe meiner Ueberzeugung angeben; wie ſoll ich euch gleichſam in das Heiligthum meines

Herzens führen, um euch den Himmel zu zeigen, den jeder, wie den Regenbogen, aus seinem eignen Standpunkte betrachtet? Alles was ich denke und thue mahnt mich an die Vergänglichkeit; aber es treibt mich eben so zu Unvergänglichkeit; was ich thun und werden soll, ist allein der Bürge der ewigen Zukunft. Diese Ueberzeugung des Menschen hängt nicht an einer Seite seines Wesens, sondern sie muß dasselbe ganz umgeben und durchdringen. Doch laßt mich es versuchen, den Weg zu zeichnen, auf dem der Mensch dazu gelangen soll. Ihr werdet mir verzeihen, wenn der gute Wille größer ist, als die That.

Wie sollten wir nicht? antwortete Clementine. Rechne darauf, daß du willige Herzen für deine Gründe trifft.

Gewöhnlich, begann er also, sagt man, die Gegenwart sey das Unterpfand der Zukunft; und mich dünkt, mit vollem Rechte. Allein was ist Gegenwart? hier ist es, wo

der Menſch von ſeiner Begierde am häufigſten getäuſcht wird. So lange der Menſch — pflegt man zu denken, — in dieſem Leben wandelt, hat er nichts als wenig Genuß und viel Mühe, viel Erwartung und wenig Erfüllung, viel Fähigkeit zu Wohlſeyn und zur Freude, aber wenig dauerhaftes Glück. Mit großen Erwartungen betritt man dieſen Schauplatz; immer neue Hoffnungen erſcheinen auf demſelben wie vorübereilende Schatten der Geiſter der Verſtorbenen; wir erwarten viel von dieſem Leben, wir hoffen immer mehr, je älter wir werden, wir hören nicht auf nach Zufriedenheit und Glückſeligkeit zu ſtreben, und wir hoffen und wünſchen, bis wir dahin gehn. Aber was erlangen wir von dem, was wir hoffen? wie wenig entſpricht der Erfolg unſern Wünſchen, und das wirkliche Leben den glühenden, kühnen Hoffnungen, mit denen wir es beginnen? Täuſchung und Nichterfüllung unſerer Erwartungen iſt die tägliche Erfah-

rung; jeder Tag raubt uns eine Hoffnung; jede Freude, die wir genießen, erinnert uns, daß alles nur ein Traum, daß das Leben nur ein Schatten sey, ohne Wirklichkeit und Wahrheit. Nur glückliche Thoren finden in dieses Lebens Genuß hinlängliche Befriedigung, nur sie haben genug an dem kurzen Taumel in dem sie auf wenig Stunden sich sättigen, während der Besonnene es augenblicklich empfindet, hier sey nicht seine Heimath. Und hier, bey dieser Unzuverlässigkeit das menschlichen Lebens, bey dieser Ungewißheit unserer Hoffnungen, bey dieser Vergänglichkeit alles dessen, was wir erfahren und genießen, erlangen und dulden, mit einem Worte, bey diesem Gefühl der Unzulänglichkeit der Gegenwart ist es, wo wir unsre Erwartung über die Gegenwart zur Zukunft erheben, wo alles das erfüllt werden wird, was hier nicht erfüllt ward, wo wir dauerhaftere Freuden genießen, und Ersatz für das finden werden, was wir hier litten, duldeten, entbehrten.

Und willst du diese Hoffnung tadeln? fragte Clementine. Sollte der Mensch nicht mit Recht über die Vergänglichkeit durch die Unvergänglichkeit sich trösten? Sollte er nicht nothwendig in der Zukunft Erreichung seiner Zwecke und Wünsche hoffen und suchen, die er hier nicht findet? Siehe zu, was ist das Leben? was ist die Wirklichkeit gegen die Ansprüche, die der Mensch an die Gegenwart macht? Welche Anlagen hat der Mensch, welche Fähigkeit zu den reinsten Freuden des Geistes und Herzens! welche Kräfte zu einem vernünftig frohen, heitern, seligen und durch die erhabensten Gefühle beglückten und beglückenden Daseyn! Und wozu kann er diese Anlagen, diese Fähigkeiten und Kräfte nützen? zum Entbehren, nicht zum Genießen, zum Schmerz nicht zur Freude. Könnte dieß der Zweck des Menschen seyn? könnte er jene feinere Organisation, jene zartern Gefühle, jene höhern Wünsche und Hoffnungen

nur dazu haben, daß er ſeinen Verluſt, daß er das, was er entbehren muß, inniger fühlte? Glücklicher wäre dann das Thier, das ein kurzes Daſeyn ohne Ahndung der Zukunft genießt und ſtirbt. Und der Menſch ſollte bey der Gegenwart ſtehen bleiben? er, der es mit jedem Augenblicke erfährt, daß die Gegenwart nicht den kleinſten Theil ſeiner Hoffnungen erfüllt, er, der oft in wenig Stunden mehr erduldet, als er ein ganzes Leben über genießen kann? Der Menſch ſollte dann, wenn er dieſes Leben betrachtet, das nichts hat, als kurze Freuden, und dieſe Erde, die unſre Thränen einſaugt; der Menſch ſollte auf den Gräbern, auf welchen er wandelt, nicht ſeinen Blick nach einem beſſern Leben erheben, nicht ſeine Hand nach dem Lande des Friedens ausſtrecken, wo jede Klage verſtummt, wo keine Gräber mehr ſind? Nein ich mag den Unglücklichen nicht tadeln, dem die traurige Gegenwart das Unterpfand

der Zukunft ist. Sein Glaube an die Güte Gottes, der sein edelstes Geschöpf nicht zu einem solchen Daseyn allein bestimmte, an seine Weisheit, welche jene großen Prüfungen nicht ohne Ursache, nicht für den kurzen Augenblick dieses Lebens ihm zufügen konnte, die ihm nicht Anlagen ohne Gebrauch, Fähigkeiten ohne Uebung, Wünsche ohne Befriedigung gegeben haben kann, sein Glaube an ein Leben, das ihm das gewährt, was ihm das Gegenwärtige nicht gewähren kann, erhebt ihn über jedes Unglück, und je tiefer ihn das Misgeschick niederdrückt, desto kräftiger strebt er über die Vergänglichkeit seiner Freuden und Leiden mit seinem Glauben empor. Es kann kein Unglücklicher seyn, dem die Gegenwart nicht das Unterpfand der Zukunft wäre.

Aber auch kein Glücklicher, fiel ich ein. Dieselbe Hoffnung, die den Unglücklichen tröstet, erhebt auch mitten im Genusse das Herz des Glücklichen. Er muß selbst

beurtheilen, welche Erfahrung ich am häufigſten gemacht habe; aber ich weiß es, daß der Menſch im Glück eben ſo nahe jener Ueberzeugung iſt, als im Unglück. Ich rede nicht von denen, welche im thieriſchen Genuſſe Befriedigung finden, die mit ihren thieriſchen Lüſten an dem Boden hängen, auf den ſie herumwandeln, und ſich von den Gütern der Erde bis zum Ueberdruß ſättigen. Kann ich dieſe Elenden wohl unter die Glücklichen zählen? Aber je mehr der Menſch für reine geiſtige Freuden empfänglich wird, je mehr er den wahren Genuß ſeines innern geiſtigen Daſeyns empfindet, je glücklicher er durch die edelſten Kräfte ſeines Weſens, durch die innigſten Gefühle ſeines Herzens wird, deſto weniger genügt ihm die Gegenwart, deſto lebendiger wird ſein Sehnen nach einem vollkommnern Daſeyn, deſto feſter ſein Glaube an eine ewige Zukunft, wo er alles empfangen wird, was er hier nur unvollkommen em-

pfängt und genießt. Es ist nicht bloß das Gefühl der Vergänglichkeit seiner Freuden, was den Glücklichen zu jener Hoffnung antreibt, es ist das innige Gefühl, daß sein Geist für eine ewige Seligkeit empfänglich und geschickt sey, daß sein Daseyn auf Erden kleinsten Theil seiner Wünsche ausfülle, daß ihm dieser kurze Zeitraum unmöglich Befriedigung gewähren könne. Jede reine Freude, jedes wahre Gefühl des Glücks durch die Tugend ist ja das Unterpfand der seligen Zukunft. Wie? er sollte, nachdem er sein Herz von den Lüsten dieser Erde gereinigt hat, nachdem er einmal die reinen Freuden seines geistigen Daseyns empfunden hat, bey der Gegenwart stehen bleiben? er sollte nicht mit der heißesten Sehnsucht, mit dem festesten Glauben seinen Blick nach Jenseits werfen, wo er ganz glücklich werden kann, wo weder die Lockungen des Lasters, noch der Irrthum der Begierde, noch die Beschwerde der irdischen Bürde

ihm den Genuß ſeines wahren Daſeyns rauben wird? er ſollte nicht in der Gegenwart, die ihm nur wenig bieten kann, und ihm gleichſam nur zeigt, was er empfangen ſollte, nicht das ſicherſte Unterpfand der Zukunft finden? Nein, der Glückliche, der wahrhaft Glückliche, er, der es durch ſeine reinen menſchlichen Gefühle, durch ſeine Liebe, durch ſeine Tugend iſt, findet die Gewißheit ſeines Glaubens in ſeinem Glück. Er empfindet es innig, daß dieſes Glück einen höhern Werth hat, als daß es ſich mit dieſem Leben endigen könnte, daß die Seligkeit, deren ſein Geiſt empfänglich iſt, länger dauern muß, als die wenigen Tage, in denen er hier ſie genießt, daß er in alle Ewigkeit zu einer größeren und reineren Seligkeit gelangen muß, daß hier nur der Anfang, dort die Vollendung iſt. — Doch du ſchweigſt, Theon? du wendeſt finſter deinen Blick zu dem Boden? kehre ihn aufwärts; denn höher, über uns,

über unſren Freuden und Leiden iſt die Ewigkeit.

Ja was iſt dir, Lieber, fragte ihn Clementine, die jetzt erſt gewahr ward, daß er finſter und in ſich gekehrt da ſaß. Sollte dein Herz dieſen Glauben, dieſe Hoffnung verſchmähen? O Allwina, rief ſie, Allwina, ſende deinen Geiſt deinem trauernden Geliebten, daß er hoffe, wie du hoffteſt, gieb ihm die Erinnerung an deine himmliſchen Worte, an ſeine Seligkeit in deiner Liebe! damit er nicht die herrliche Ueberzeugung zurückſtoße, die dich, Verherrlichte, einſt beſeligte: „Jede Thräne des Schmerzes, jede Freudenthräne des reinen Herzens iſt die Sehnſucht nach dem Lande ohne Thränen, iſt Vorgefühl ewiger reinerer Seligkeit.“

Ihr thut mir Unrecht, erwiederte Theon traurig, aber feſt. Glaubt es, in dieſem Augenblicke erwachen in mir jene frohen Hoffnungen, in denen ich einſt Glück und

Zufriedenheit, Zuversicht und Glauben fand. Ich kann es euch nicht verargen, daß ihr dieser Ueberzeugung folgt, die tausend Unglückliche tröstet, und manchem Glücklichen die Gewißheit eines noch edlern seligen Daseyns giebt. Auch ich war einst glücklich, und was soll ich es leugnen, daß ich einst in jenen glücklichen Tagen, wo mein Herz die Seligkeit der reinsten Empfindung kannte, wo der Besitz von Allwina's Herzen mich augenblicklich zu der Ahndung ewiger Freuden erhob, wo dieses Leben mir zu kurz und klein dünkte für die Seligkeit ihrer Liebe, daß auch ich da euren Glauben hatte; daß ich es empfand wie ihr, je reiner in uns das Bewußtseyn von unserm wahren Daseyn werde, desto fester sey unser Glaube an die ewige Zukunft! Aber ich will es euch auch nicht verbergen, daß seit dem Augenblicke, der mir jene Seligkeit raubte, meine Ueberzeugung einen ganz andern Weg gesucht und gefunden habe.

Doch nicht, fragte Clementine, in trotziger Verstockung gegen dein eignes Herz, gegen deine Gefühle, gegen deine innige Ueberzeugung? Sollte die Liebe, die die hellsten Strahlen der Ewigkeit auf das dunkle kalte Leben des Menschen herabzieht, nur im Glücke uns jene Hoffnung geben? Und nicht im Unglück, nicht da, wo sie allein von drüben herüberstrahlt? Lieber, ich weiß es, was dein schmerzhaftes Lächeln sagen will. Aber was du auch von meiner Lüsternheit nach diesem Leben denken magst; ich würde, wenn ich ganz glücklich gewesen wäre, und dann alles verlöhre, eben dadurch neue Hoffnung, neuen Glauben erhalten. Mir könnte das Unglück nichts nehmen, als die Gegenwart, die ohnehin so bald vergeht; aber es würde mir dagegen doppelt Gewißheit der Zukunft mit größerer Ueberzeugung geben. Noch einmal: der Mensch kann weder im Glück noch im Unglück die Gegenwart als den

Zweck seines Daseyns ansehen, und in diesem Leben seiner heiligsten Wünsche Befriedigung, seines Strebens Erfüllung finden. Er muß, wenn er unglücklich ist, die Zukunft ergreifen, und im Glücke sein Herz durch den Glauben erheben, der allein seine gegenwärtigen Freuden mit dem Streben nach edlern und vollkommnern heiligt. Ueberall ist die Gegenwart das Unterpfand der Zukunft.

Glaube nicht, entgegnete Theon, daß ich mich gegen meine eigne Ueberzeugung muthwillig verstocke. Auch mögte ich nicht einem einzigen Unglücklichen den Trost rauben, wenn er durch die Entbehrungen der Gegenwart auf den Glauben an die Genüsse der Zukunft geführt wird. Aber ich glaube euch überzeugen zu können, daß der Mensch eines höhern Grades von Gewißheit über jene Hoffnungen nicht nur bedarf, sondern auch fähig ist.

Das heißt so viel, unterbrach ich ihn,

als der Weg zum Glauben an das ewige Leben zu gelangen, welchen wir beyde vorher zeichneten, sey nicht sicher, und der Mensch könne und müsse zu jener Ueberzeugung auf eine andere Art gelangen.

Dieß ist, sagte er, allerdings meine Meinung. Und um sie zu rechtfertigen ist es, glaub' ich, das beste, die erste Behauptung zuerst zu beweisen.

Allerdings, antwortete Clementine. Aber wie willst du diesen Beweis führen? Vergiß nicht, daß das Herz ebenfalls seine Stimme habe.

Gewiß nicht, sagte er lächelnd; denn was ist das Herz anders, als inniges lebendiges Selbstbewußtseyn, als reines Gefühl unsers wahren innern Wesens? Und nun laßt mich ohne Unterbrechung meinen Beweis führen.

Sehr gern, sagte ich; nur wo es nöthig ist, werden wir von dir Erklärungen fordern.

Hierauf begann Theon also:

Bey der Ueberzeugung des Menschen kommt es auf die Gewißheit an, die im Bewußtseyn Statt findet. Der Mensch ist überzeugt, wenn er einsieht, daß das Bewußtseyn, welches er auf irgend einen Gegenstand bezieht, gewiß ist, daß es nothwendig ist. So lange die Möglichkeit des Gegentheils noch vorhanden, das heißt, noch denkbar ist, so lange ist keine Gewißheit und keine Ueberzeugung vorhanden, sondern der Mensch ist zweifelhaft. Betrifft die Ueberzeugung einen bloßen Gedanken, so besteht sie in der Gewißheit, daß wir nur so und nicht anders denken können; betrifft sie einen wirklichen Gegenstand, so findet sie dann Statt, wenn die Beziehung des Bewußtseyns auf denselben als nothwendig gedacht werden muß. Dieß werdet ihr beyde mir leicht zugeben. Aber bey der Ueberzeugung von unserer Fortdauer nach dem Tode, bey dem Glauben an eine

ewige Zukunft, müſſen wir noch einen Schritt weiter gehn. Denn der Gegenſtand dieſes Glaubens, die Fortdauer — die Ewigkeit — ſelbſt, iſt eine bloße Idee, oder wenn ihr mir den Ausdruck erlauben wollt, ein bloßes Ideal der Vernunft — denn ſie kann nur als Daſeyn ohne Aufhören, als Wirken ohne Unterbrechung, oder als Zeit ohne Ende gedacht werden. Ich weiß davon gar nichts, denn ich finde nichts ähnliches in der Erfahrung, geſchweige daß ich ſelbſt eine Erkenntniß davon haben ſollte. Doch dieß habt ihr mir ſchon zugegeben. Soll alſo die Ueberzeugung davon gewiß ſeyn, ſoll ſie, da ſie kein Wiſſen ſeyn kann, feſter, zuverläßiger Glaube ſeyn, ſo muß ich mir bewußt ſeyn, daß jene Idee, daß jenes idealiſche Daſeyn nothwendig ſey; ich muß erkennen, daß das Bewußtſeyn meines Daſeyns, das iſt, das Selbſtbewußtſeyn meines wahren innern Weſens nothwendig auf jene Idee führe; daß ich, ſobald ich zu klarem

und vollkommnem Selbſtbewußtſeyn gelangt bin, jenen Glauben nothwendig in daſſelbe aufnehmen müſſe. Oder ſcheine ich zu viel zu fordern?

Mir ſcheint es nicht ſo, antwortete ich. Jener Glaube iſt gewiß, wenn das Bewußtſeyn von jener Idee mir nothwendig, wenn es mir als ein nothwendig erfüllender Theil des Selbſtbewußtſeyns erſcheint.

Ihr werdet mir alſo auch darin Recht geben, daß, wenn der Weg, welchen ihr angegeben habt, nicht zu jenem Bewußtſeyn führen ſollte, er ſelbſt unmöglich zur völligen Gewißheit jenes Glaubens führen könne.

Auch dieß geben wir zu, ſagte Clementine: Aber beweiſe dieß.

Der Menſch, fuhr er fort, dem, auf die von euch beſtimmte Art, die Gegenwart das Unterpfand der Zukunft iſt, baut ſeine Gewißheit, ſeine Hoffnung, auf den in ihm vorhandenen Trieb nach Glückſelig-

keit. In dem erſten Falle ſchließt er ſo: „Dieſes Leben befriedigt deinen nothwendi„gen und erlaubten Trieb nach Glückſelig„keit nicht; es läßt ihn mehr entbehren, als „genießen, jener Trieb würde alſo ganz „umſonſt, ganz ohne Endzweck ſeyn, wenn „er nicht in einem andern Leben, das iſt, „in der ununterbrochenen Fortdauer dieſes „Daſeyns in einer andern Sphäre, Befrie„digung und Ziel erhielte.“ Im zweyten Falle dreht er den Schluß um: „du em„pfängſt, denkt er, hier ſchon Befriedigung „deines für die höchſten Freuden empfäng„lichen, durch die edelſten Kräfte, die rein„ſten Triebe, für die größte Seligkeit geſchick„ten Weſens. Allein die wahre Befriedi„gung empfängſt du doch nicht; je mehr du „genießeſt, deſto ſtärker wird die Begierde, „je reiner dein Genuß iſt, deſto größer „wird dein Wunſch nach höherem Genuſſe, „je mehr die edlen und reinen Triebe dei„nes Weſens Befriedigung erhalten, deſto

„mehr wirst du es inne, daß alles, was „die Gegenwart dir giebt, dein ganzes Wesen unmöglich erfüllt, desto lebhafter wird „das Gefühl einer immer größern Leere, „welche dieses Leben läßt, desto inniger die „Sehnsucht nach einem höhern, reinern, „von den Schranken der Sterblichkeit befreyten Leben. Nicht umsonst kann dieß alles „seyn, nicht umsonst kann dein Herz sich „jener Sehnsucht öfnen; nicht umsonst kannst „du nach einem vollkommnern Daseyn streben, ohne es je zu erreichen. Jener Trieb, „der immer reiner, immer stärker, immer „empfänglicher für das Heiligste und Größte „wird, muß Befriedigung erhalten. Und „er empfängt sie in einem ununterbrochenen „Daseyn, in einem ewigen Leben nach dem „Tode.“ Glaubt ihr nicht, daß dieß der Weg ist, den ihr gehen wollet, wenn man ihn ohne alle Leidenschaft zeichnet?

Er ist es, antwortete Clementine. Und ich bin begierig zu hören, warum er dir unsicher scheint.

Fürs erste, sagte er, müßtet ihr einsehen, daß nichts als Begierde diesen Weg führt. Ich bin zwar nicht der Meinung derer, welchen der in uns wohnende Trieb nach Glückseligkeit verdächtig und wohl gar verächtlich vorkommt, und die jeden Wunsch, jede Erwartung, welche daraus entspringt, verdammen mögten. Aber dennoch werdet ihr mir zugeben, daß eine Hoffnung, deren Grund blos in jener Begierde liegt, eben nicht die gewisseste sey. Ueberlegt nur das Eine: der Mensch ändert den Gegenstand seiner Begierde unaufhörlich, was er vor dem Jahre, vielleicht noch gestern für nothwendig zu seinem Glücke hielt, kann er heute sehr leicht entbehren. Er gewöhnt sich an alles; jedes Gut entflammt nur auf längere oder kürzere Augenblicke seine Begierde. Nun nehmt einmal den ersten Fall: Der Unglückliche, der ein sehr theures Gut entbehren muß, und sich elend fühlt, weil sein Trieb nach Glückseligkeit durch die

Entreiſſung deſſelben getäuſcht und unbefriedigt gelaſſen wird, hofft darum auf die Zukunft, weil er Erſatz für das, was er jetzt entbehren muß, zu bekommen denkt. Im Grunde iſt es alſo die gegenwärtige Vorſtellung von ſeinem Verluſte, worauf er ſeine Hoffnung gründet. Allein in Kurzem verringert ſich dieſe Vorſtellung; er erhält einen andern Gegenſtand ſeiner Begierde, er vergißt über dem gegenwärtigen Genuſſe den vergangnen Schmerz, und — was wird nun aus ſeinem Glauben? Er muß ihn ändern, je nach dem ſich die Begierde ändert. Im zweyten Falle geht es nicht anders; bloß die Begierde treibt den Menſchen nach der Zukunft. Die Begierde iſt unerſättlich, und der Mangel an Befriedigung erweckt neue Wünſche. Der Glückliche, des Glückes Ueberſatte, der in dieſem Leben kein neues Vergnügen mehr hofft, erwartet es von der Zukunft. Aber kann der Menſch, wenn er aufrichtig ſeyn will, wohl behaupten,

daß jener Zusammenhang nothwendig sey? daß er, wenn er ohne Leidenschaft urtheilt, die Befriedigung seiner Begierde für eben so gewiß halte, als mitten im Genuß oder im Schmerz? Ich glaube nicht. Wenigstens habe ich an mir selbst die Erfahrung gemacht, daß die Hoffnung, welche sich auf jene Vorstellung gründet, durchaus schwankend und ungewiß ist, daß es helle Augenblicke des Bewußtseyns giebt, wo sie ganz verschwindet; wo man sich wundert, wie man darauf seine Hoffnung habe gründen können. So veränderlich die Begierde ist, so veränderlich ist auch unsre Vorstellung, so unsicher unsre Vorstellung, so schwankend unsre Hoffnung. Ich behaupte daher gegen mich selbst, daß die Begierde, oder, welches mir hier einerley gilt, der Trieb nach Glückseligkeit, nur bey einem gewissen Grade von Bildung und Erhebung des Gemüths, gegen den Schmerz Hoffnung gebe; daß

ſie aber dem Menſchen unmöglich feſten Glauben verſchaffen könne.

Du zeichneſt, unterbrach ich ihn, mit grellen Farben; und vergiſſeſt, was doch wohl nicht gut zu leugnen iſt, daß jener Trieb nothwendig iſt, wenigſtens von den Meiſten dafür gehalten wird.

Doch nicht auch von dir? antwortete er, und von dir, Clementine?

Allerdings, ſagte dieſe, halte ich den Trieb nach Glückſeligkeit für nothwendig. Es iſt dem Menſchen eingepflanzt, er iſt der erſte Antrieb ſeiner Thätigkeit, das nothwendige Triebrad, welches alles in Bewegung ſetzt. Selbſterhaltung, Geſelligkeit, Erfindung, wechſelſeitige Thätigkeit, kurz alles, was der Menſch ſich ſelbſt, und in gewiſſer Rückſicht, was er auch andern giebt, wird und ſchafft, hängt davon ab. Du wirſt doch gewiß nicht behaupten wollen, daß der Menſch ihn entbehren könne?

Was nenneſt du den Menſchen? fragte

er. Doch nicht die äußerliche Erſcheinung, das halb thieriſche Weſen, das allerdings von jener Begierde hin und hergetrieben wird.

Nein, antwortete ſie; dieſe thieriſche Hälfte nicht allein, ſondern den ganzen Menſchen, aber wie er iſt und jetzt ſeyn kann, nicht nach einem Ideale, das nirgends auf Erden angetroffen wird. Für dieſen iſt ja doch jener Trieb nothwendig.

Zugegeben, ſagte Theon; aber nur für dieſen. Woher weiß ich, daß dieſelbe Begierde den Menſchen ewig hin und her treibt? was berechtigt mich, einen Trieb, der hier, in dieſem Leben nothwendig ſeyn mag, auf jenes Leben hinüber zu tragen? was berechtigt mich alſo die Befriedigung eines Triebes, der im Grunde nur den ſinnlichen Menſchen angeht, für nothwendig zu halten? Wie, wenn Jemand ſagte: „ich bin es ſatt, von dem Triebe getäuſcht zu werden, der mich hier von einer Be-

gierde zur andern treibt; ich freue mich auf die Ewigkeit hauptsächlich darum, weil ich dort ganz frey von Begierden zu seyn hoffe, weil dort der innre Mensch, welcher hier von dem sinnlichen Menschen oft unterjocht wird, allein herrscht und thätig ist?“ Was willst du ihm antworten? Willst du ihm etwa sagen, daß es ewig so bleiben müsse? daß er ewig diesen Trieb behalte, der ihm hier schon ein Gräul ist?

Du lästerst, entgegnete Clementine. Glaubst du, daß von dem bloß sinnlichen Triebe die Rede ist; daß ich, oder irgend ein guter Mensch auf das ewige Haschen nach sinnlichen Genüssen die Hoffnung der Zukunft bauen wollte? Aber, wenn der Trieb nach Glückseligkeit wirklich das ist, was er seyn soll, das Treiben und Trachten nach höherer Vollkommenheit unsers Zustandes, nach vollkommnen Genusse unsers wahren innern Daseyns und Wesens; hältst du

ihn dann auch für willkührlich? Worauf willst du denn die Hoffnung bauen, wenn nicht hierauf?

So habe ich es nicht gemeint, antwortete er; aber so meinen es auch nicht die, von denen ich rede. Diese hoffen Ersatz, Befriedigung, Schadloshaltung, und dieß nenne ich bloße Begierde, sinnlichen Trieb; diese Vorstellung ist, nach meiner Meinung nicht nothwendig, und bringt also auch keine gewisse Ueberzeugung hervor.

Ich begreife nicht, fiel ich ein, wie man hier viel Worte machen kann, da sich doch das alles von selbst versteht. Denn wer wollte wohl im Ernste behaupten, daß die sinnliche Begierde, oder der Trieb nach physischer Glückseligkeit uns berechtige, ein ewiges Daseyn vorauszusetzen, ja gewissermaaßen zu fordern?

Und doch giebt es deren sehr viele, antwortete er. Aber laßt uns die Sache genauer betrachten. Die Zukunft soll noth-

wendiger Ersatz für die Gegenwart syn? Allein was hat der Mensch für gegründete Ansprüche an die Gegenwart? mit welchem Rechte fordert er Genuß und Befriedigung? Wahrlich ich begreiffe nicht, worauf der Mensch den Trotz gründet, mit dem er fordert. Er hat einen Trieb nach Glückseligkeit; das heißt im Grunde doch nichts anders, als einen Hang nach physischem Wohlbefinden. Der äußere Mensch will genießen; aber welches Recht hat er an die Außenwelt? Ist sie um seinetwillen da, oder kann er verlangen, daß ihre Gesetze sich nach seinen Wünschen richten? Denn der Mensch, welcher auf jene Forderung seine Hoffnung baut, was thut er anders, als daß er wähnt, nach seinem Triebe solle sich hier die Außenwelt richten; und da dieß nicht geschehe, so müsse es einst nach dem Tode geschehn. Könnt ihr diesen Egoismus des Menschen vertheidigen? könnt ihr es billigen, daß er so wenig über die Außen-

welt ſich erhebt, und von ihr Genuß fordert, von ihr, die für ihn urſprünglich weiter nichts nothwendiger Weiſe iſt, als die Sphäre ſeiner Thätigkeit? Egoismus iſt es in den meiſten Fällen, und weiter nichts, was den Menſchen durch ſeine Begierde zu jener Hoffnung treibt. Und, laßt mich alles ſagen, der Stolz des Menſchen —

Wie ſo? fragte Clementine. Wie könnte der Menſch hier wohl ſtolz ſeyn, wo er alles nicht von ſich, ſondern von der Zukunft erwartet?

Eben darum, fuhr er fort; weil der Menſch in dieſem Falle nichts von ſich und durch ſich erwartet, und dennoch Anſprüche macht, die ihm, ohne ſein Zuthun, eine fremde Macht, ein fremdes Daſeyn gewähren ſoll; eben darum nenne ich ihn ſtolz. Ihr werdet hier nicht vergeſſen, daß von Glückſeligkeit in dem Sinne die Rede war, in welchem ſie gewöhnlich genommen wird, und hier, ſage ich, daß die Be-

gierde oder der Stolz den Menſchen täuſche. Er findet ſich hier entweder nicht beglückt genug; darum fordert er von der Zukunft das, was ihm hier abgeht. Aber welche Anſprüche hat der Menſch an irdiſches Glück? Hier kann er im Grunde nichts fordern, nichts erwarten, das Glück iſt ihm nichts ſchuldig. Oder er hält ſich nicht belohnt, und erwartet die Belohnung in jenem Leben? Ich frage euch: Belohnung? wofür? was that er denn, daß er Belohnung fordern könne? Seine Schuldigkeit, das was er thun mußte; und hat er denn das wirklich gethan? Für unſre Pflichten Belohnung? Phyſiſches Glück für die Tugend? Seht ihr da einen natürlichen, ich will nicht ſagen einen nothwendigen Zuſammenhang? denn im Grunde iſt es doch nur phyſiſches Glück, man mag es auch noch ſo fein ausſpinnen und ſo ſehr reinigen, als man will. Wie will alſo der Menſch auf dieſem Wege zu einer gewiſſen Ueberzeugung

kommen? Sein Schmerz ſagt ihm: du entbehrſt; aber ſeine Vernunft muß ihm ſagen: du haſt kein Recht zu fordern: was du empfängſt, iſt freyes Geſchenk der Natur, oder einer höhern Macht, die die Zügel der Natur in ihrer Hand hat. Sagt ihm die Leidenſchaft: du empfängſt nicht die Belohnung deſſen, was du thuſt, denn dein äußerer Zuſtand ſteht mit deiner innern Würdigkeit in gar keinem Verhältniß; ſo erinnert ihn ſein Bewußtſeyn, daß er eines Theils gar keine Anſprüche an Belohnung habe, weil er, wenn er alles gethan hat, doch nur das gethan hat, was er zu thun ſchuldig war; daß er andern Theils die Tugend herabwürdigt, wenn er in phyſiſchem Wohlſeyn ihre Belohnung ſetzt. —

Aber, unterbrach ihn Clementine, du ſprichſt hier immer von phyſiſchem Wohlſeyn, von ſinnlicher Glückſeligkeit. Glaubſt du, daß alle nichts weiter hoffen und von der Zukunft fordern, als ſie?

Die Seligkeit meines Geiſtes iſt es, die innre Zufriedenheit, die ſelige Harmonie meines wahren Weſens, worin ich die Glückſeligkeit jenes Lebens ſetze.

Gut, antwortete Theon; du magſt dir dieß vorſtellen, aber ſtellen ſich alle dieß vor? Allein auch dich frage ich, liebe Clementine, ob jene Glückſeligkeit, als Wirkung unſrer Tugend, von uns hier gefordert werden könne? Ich mögte wenigſtens gegen Jedermann behaupten, daß der Menſch, wenn er eine Abrechnung halten wollte mit dieſem Leben, wohl ſchwerlich einen Ueberſchuß für die Ewigkeit bekommen würde.

Wie meineſt du das? fragte ſie. Rechnen ſoll der Menſch nicht, ſondern ſtreben handeln und — glauben.

Laß es uns, fuhr er fort, unpartheyiſch betrachten. Unſre Hoffnung, ſahen wir, ſey nur dann gewiß, wenn das Bewußtſeyn unſerer Vorſtellung nothwendig und gewiß ſey. Ich müßte alſo einſehn, daß ich ſchlech-

terdings nicht anders könne, als ein zukünftiges Leben vorauszusetzen, daß ich etwas, das schlechterdings nothwendig und wahr ist, durchaus für falsch halten müßte, wenn es kein Leben nach dem Tode gäbe. Nun frage ich dich, ist das hier der Fall? Ich thue meine Schuldigkeit; wäre ich entbunden von ihr, wenn ich auch in einem andern Leben keinen Ersatz für die Entsagungen und Aufopferungen hoffen dürfte, welche die Tugend fordert? Daß Glückseligkeit mit der Tugend in Harmonie stehe, ist das nothwendig? Soll die Tugend nicht in sich selbst vollendet seyn, oder soll sie erst von außen einen Zusatz erhalten? Und ist nicht die Pflicht ohne alle Bedingung gebietend; ist es nicht schlechthin nothwendig, sittlich gut zu handeln, ohne nach einem Zustande des Wohlseyns, der daraus folgen soll, nur zu fragen? Ich kenne die Schule, die von Glückswürdigkeit ohne Unterlaß spricht, wiewohl es gewiß nicht im Plane

ihres Stifters lag, ein solches Finanzsystem zu errichten. Ich weiß es, daß man den Menschen, der hier durchaus nicht nach Glückseligkeit streben, hier nichts um ihretwillen, sondern alles aus Pflicht, um der Tugend selbst willen, thun soll, auf jenes Leben hinweist, wo er die Glückseligkeit als Gegenstück, oder Aequivalent für seine Tugend erhalten soll. Aber ich gestehe euch ohne Scheu, daß mir diese Rechnung höchst eigennützig, und das ganze Verfahren sehr armselig vorkommt. Ich habe es schon einmal gesagt, daß ich nicht begreiffe, wie man jene Unersättlichkeit der Begierde, jene Neigung zum Genuß in die Zukunft hinüber tragen will, gleichsam um den sinnlichen Menschen, der hier durchaus nichts begehren soll, dort mit seiner Lust zu füttern.

Laß das, Lieber, unterbrach ich ihn. Ich bin ganz deiner Meinung, daß bey jenem Systeme am Ende doch die Begierde

zu Grunde liegt, und daß man das zukünftige Leben bloß als Supplement für die Entbehrungen der Gegenwart betrachtet. Du erinnerst dich noch, wie nachdrücklich vor Kurzem unser Freund Theokles gegen Philaret dawider sprach. Allein mache noch das Einzige deutlich, daß der Mensch, auch wenn er ganz rein in seinen Hoffnungen der zukünftigen Glückseligkeit sey, doch ganz falsch rechne.

Und warum du behaupteteſt, fiel Clementine ein, daß der Mensch auf keinen Fall einen Ueberschuß behalte, wenn er mit der Gegenwart zusammenrechne.

Weil ich, antwortete er, nicht begreifen kann, worüber der Mensch zu klagen Ursache hat. Ihr redet beyde von geistiger Glückseligkeit, das ist, von einem vollkommnen Zustande, der aus dem Innern des Menschen entspringt, und mit seiner guten Gesinnung in Harmonie steht. Allein ich frage euch, ob der Mensch im Ernste dar-

über klagen kann, daß er dieſe Glückſeligkeit hier entbehre? daß das Maaß ſeiner Zufriedenheit für das Maaß ſeiner Tugend zu klein ſey? Oder will er die Belohnungen ſeines Gewiſſens für nichts rechnen? will er die Zufriedenheit nach jeder gelungenen guten That, das frohe Bewußtſeyn nach dem Siege über eine Neigung für nichts rechnen? Wer kann ſich rühmen, daß er mehr tugendhaft als glückſelig ſey durch ſeine Tugend? daß für ſeine gute Geſinnung ſein Zuſtand nicht glücklich genug ſey? daß er nicht in dem Grade glücklich ſey, in welchem er wirklich tugendhaft und gut iſt? Nein, wenn der Menſch ehrlich ſeyn wollte, wenn er ohne Selbſtliebe ſeine unvollkommen gute Geſinnung, ſeine mangelhafte That, ſeine unbeſtändige Tugend berechnete; er würde es einſehn, daß er dafür hier ſchon mehr als zu reichlich empfange, daß er von der Zukunft nichts mehr zu fordern habe. Fühlt er ſich nicht zur größten Vollkommenheit

verpflichtet? und hat er denn dieſe je erreicht? Was fordert er alſo von der Zukunft eine Gleichheit, ein Verhältniß ſeiner Würdigkeit zur Glückſeligkeit, welche er hier nicht verdient, wovon er hier in jedem Bewußtſeyn einer guten That, in jedem Augenblicke edler Selbſtzufriedenheit, mehr empfängt, als er verdient? Ich mag es auch wohl ohne Stolz geſtehn, meine Lieben, daß eine ſolche Rechnung mich oft ſehr tief gedemüthigt hat, wenn ich in der Harmonie mit mir ſelbſt die Glückſeligkeit empfand, welche mich für meine That, die ich oft mit Unwillen that, für meine Geſinnung, die ich für ſehr unvollkommen halten mußte, für ein Opfer, das ich meiner Pflicht nicht ohne Murren meiner Neigungen gebracht hatte, nur zu reichlich belohnte. Ich freute mich, ich genoß meine Tugend, und doch mußte ich mir geſtehn, daß ich in den meiſten Fällen zwar nicht böſe, aber doch nicht gut

gewesen war. Noch einmal: ich begreife nicht, worüber der Mensch zu klagen Ursache hat, und welchen Ueberschuß er für die Ewigkeit aufweisen kann. Bloß der Stolz des Menschen ist es, wie ich vorhin sagte, bloß seine Begierde, die ihn antreibt, sich ein Verdienst zuzuschreiben, das er nicht hat, und Ansprüche zu machen, die er im Grunde mit nichts rechtfertigen kann. Nein, lasset uns demüthig werden, um es einzusehn, daß das, was wir hier thun, was wir hier wirklich sind, uns keine Ansprüche an die Ewigkeit gebe; um es einzusehen, daß wir einer ganz andern Ueberzeugung bedürfen, als der von unsrer Würdigkeit, um zu jenem festen Glauben zu gelangen, welchem die Gegenwart das Unterpfand der Zukunft ist.

Davon, sprach hier Clementine, bist du vorhin ausgegangen, und du kehrst nun dahin zurück, nachdem du die Begierde zurückgewiesen hast. Denn ich leugne nicht,

daß ich dir völlig Recht gebe, der Mensch täusche sich hier im Grunde bloß durch seinen Stolz, und wenn ihn dieser Stolz verlasse, bedürfe er einer festern und gewissern Ueberzeugung, als diese Anforderungen an die Gegenwart, dieses Hinübertragen ungegründeter Ansprüche an die Zukunft ihm gewähren kann. Allein was ist es, das du ihm dafür geben willst, wie soll demnach die Gegenwart das Unterpfand der Zukunft und das Siegel unsrer Hoffnungen seyn? Sagtest du nicht gleich anfangs selbst, daß sie es wirklich sey.

Allerdings ist sie es, antwortete er: aber nicht in Ansehung dessen, was hier geschieht, sondern wegen dessen, was in der Gegenwart nicht geschieht und doch nothwendig geschehen muß. Nicht was wir hier thun, sondern was wir hier nicht thun können; nicht was wir hier sind, sondern was wir hier nicht sind, und doch nothwendig seyn und werden müs-

ſen, giebt uns Anſpruch an ein unendliches Daſeyn, und erhebt unſern Glauben an ein ewiges Leben zu der größten, feſteſten, unerſchütterlichſten Gewißheit. Hier iſt die Nothwendigkeit, von der ich vorhin ſprach, hier iſt die Gewißheit des Bewußtſeyns, in welcher kein Zweifel Raum hat. Was ich werden ſoll, das muß ich werden, was ich ſeyn ſoll, das muß ich werden können; hier oder dort? — diſſeits? oder jenſeits? Nur Demuth giebt uns den Glauben!

Laß uns hier ganz kalt und ruhig zu Werke gehen, fiel ich ein. Aller Glaube gründet ſich, wenn er feſt und gewiß ſeyn ſoll, auf etwas wirklich gewiß erkanntes nothwendig wahrgenommenes, das alſo das Fürwahrhalten von Etwas nicht Erkannten und auch nicht Erkennbaren im Bewußtſeyn nothwendig macht. Es ſind mit einem Worte, gewiſſe, unleugbare, nothwendige Thatſachen der Vernunft, oder des innern Bewußtſeyns, auf welche jene Ueberzeugung

ſich gründen muß. Setze ſie alſo genau auseinander.

Ich kann, begann Theon von Neuem, bey euch das gewiß vorausſetzen, was nur der Thor Böſewicht ſich beweiſen läßt; daß nämlich ein allgemein gültiges, nothwendiges Geſetz vorhanden ſey, das den Willen des Menſchen ſchlechthin, und ohne alle Ausnahme beſtimmen muß und daß der Menſch nur in der Befolgung dieſes Geſetzes ſeine Würde ſetzen darf. Dieſes Geſetz iſt unmittelbare Thatſache des Bewußtſeyns, d. h. der Menſch, der zum wahren Bewußtſeyn ſeiner Selbſt gelangt, nimmt dieſes Geſetz als wirklich, als nothwendig wahr. Es iſt ſein eignes Geſetz, das Geſetz ſeiner Freyheit; denn in wie fern er frey iſt, in ſo fern allein ſchreibt er ſich eignes Weſen und Daſeyn zu. Er fragt daher nach keinem Beweiſe, daß er das Geſetz erfüllen müſſe, denn dieß wäre eben ſo viel, als wenn er fragte: ſoll ich frey

ſeyn? Er ſoll es, das ſagt ihm das Bewußtſeyn ſeiner Natur, er muß alſo das Geſetz der Freyheit, das Sittengeſetz erfüllen. Dieſes Geſetz alſo iſt unmittelbare, nothwendige Thatſache der Vernunft eines jeden, und mit ihm die Nöthigung des Geſetzes, daß der Menſch jeden Buchſtaben des Geſetzes erfülle ohne alle Ausnahme. Indem der Menſch handelt, erblickt er ſich unter dem Geſetz; er iſt es ſich bewußt, daß er nur dann vernünftig, frey handelt, wenn er nach dem Geſetze handelt, daß ihm das Geſetz ohne alle Ausnahme, ohne alle äußre Nöthigung, durch ſich ſelbſt, durch ſein Gewiſſen gebiete. — Glaubt ihr, daß jeder vernünftige Menſch anders dürfe anders könne?

Wie wäre das möglich, antwortete Clementine. Das Bewußtſeyn des in unſer Herz geſchriebenen Geſetzes, das Bewußtſeyn der unnachlaßlichen und unausweichlichen Pflicht, es zu erfüllen, iſt ja das

Bewußtſeyn des eigentlichen innern Menſchen, ſo wie das Bewußtſeyn, es erfüllt zu haben, ſeine höchſte Seligkeit iſt. Der Menſch kennt nichts höheres, als ſeine Pflicht in und um ſich; nichts nöthigeres, als der Gehorſam gegen das Gebot ſeiner eignen Vernunft, nichts dringenderes, als des Geſetzes völlige Erfüllung, nichts ſeligeres, als die Uebereinſtimmung ſeines ganzen Weſens mit dem Gebote der Tugend, als die Unterjochung aller Leidenſchaften, aller Neigungen unter die Gewalt der innern, ewigen Freyheit. Wer wollte daran zweifeln?

Und doch, entgegnete ich, hat es Menſchen gegeben, die dieſes alles für Hirngeſpinſte halten, denen jene Forderungen übertrieben ſcheinen, und die es unbegreiflich finden, wie man von dem Menſchen ſo viel verlangen kann. O daß alle ihrem Gewiſſen folgten, daß keiner ſich gegen die Stimme ſeines eignes Bewußtſeyns durch Leiden-

ſchaften und Neigungen verſtocken ließe, um es einzuſehn, mit welcher Gewalt, mit welcher Allgemeinheit, das Geſetz, das ewige, ungeſchriebene, und doch in dem Herzen eines jeden Edeln mit ewigen Flammen brennende, gebieten, herrſchen, alles unterjochen, alle Vernunft befreyen ſoll!

Laß uns kalt ſeyn, unterbrach mich Theon. Was andre Menſchen nicht immer begreifen wollen, gebt ihr mir zu; ſie mögen ihre Verſtocktheit vor ihrem eignen Gewiſſen verantworten. Sind wir alſo darin einig, daß der Menſch das Geſetz, das in ihm wohnt, nothwendig anerkenne, daß er ſich ohne alle Ausnahme, in jedem Falle, zu deſſen ganzer Erfüllung verpflichtet erkennen müſſe; ſo laßt uns ſehn, was der Menſch auf dieſes Bewußtſeyn, auf dieſe Forderung bauen könne. Zwey Fragen werden hier von uns genau erörtert werden müſſen. Rathet ihr, welche?

Sage ſie uns, antwortete ich.

Die Erſte: was ſoll der Menſch? was ſoll er thun? was ſoll er ſeyn? Die Zweyte —

Errathe ich, fiel Clementine ein. Was kann der Menſch hier thun? was kann er hier werden? Und denn das Ende von allen? Wie und warum ſoll er es werden? Ich glaube, die zweyte Frage führt nothwendig zu der dritten.

Und dieß iſt es ja, was wir wollen, ſagte Theon! Den nothwendigen Zuſammenhang unſers Glaubens mit etwas wirklich Gewiſſen und Nothwendigen. Laßt uns alſo die erſte Frage beantworten. Was ſoll der Menſch? was ſoll er ſeyn? was ſoll er thun? was ſoll er werden? Dieß ſagt ihm ſein Gewiſſen, dieß ſagt ihm das Bewußtſeyn jenes nothwendigen, allgemeinen Geſetzes, das von ihm ununterbrochenen Gehorſam, ſtrenge, willige Unterwerfung, die vollſtändigſte Beobach-

tung jedes ſeiner Gebote fordert. Man ſagt es mit einem Worte, was der Menſch ſeyn ſoll: er ſoll gut ſeyn, er ſoll tugendhaft ſeyn. Allein wie viel enthält jedes dieſer Worte. Es iſt nicht die Ausübung einer einzelnen Pflicht, es iſt die treuſte Beobachtung aller, denn wer ein Geſetz übertritt, der übertritt ſie alle; es iſt nicht die Beobachtung unſrer Pflichten, aus Neigung, es iſt gänzliches Losſagen, völliges Nichtachten aller und jeder Neigung bey der Beobachtung des Geſetzes; es iſt nicht eine gezwungene, unwillige, oder ſchmeichelnde Unterwerfung, es iſt ein freyes, frohes, edles Beugen unter das Geſetz, das aus dem innern des beſſern Menſchen hervorgeht, und in dem Bewußtſeyn eines jeden deutlich ſpricht und gebietet.

Du trifſt ganz die innigſte Empfindung meines Weſens, ſagte hier Clementine. Die meiſten Menſchen begnügen

ſich damit, daß ſie nicht böſe ſind, daß ſie nicht dem Geſetze entgegen handeln; ſie handeln, der äußern Form nach, dem Geſetze gemäß; aber ſie ſind darum noch nicht gut; ihre Handlungen ſind zwar geſetzmäßig, aber nicht gut, nicht tugendhaft. Nach meiner Empfindung — (denn laßt mich immer meine innige Vorſtellung von dem Weſen der Tugend Empfindung nennen) — gehört zur Tugend eine gänzliche Freyheit des Gemüths von allen fremden Anreitzungen oder Hinderniſſen, ein ſtets lebendiges Bewußtſeyn der Pflicht, eine völlige Uebereinſtimmung aller Kräfte des Gemüths in dem einzigen Streben nach dem höchſten, dem ſittlichen Gute. Denn was iſt Tugend, wenn ſie nicht Streben und Trachten, That und Handlung iſt? — Doch wer vermag das Bild jener reinen, ſich immer gleichen, nur nach dem Einzigen hingerichteten, alles beſiegenden Geſinnung zu entwerfen, worin die Tugend ſich zeigt?

Iſt es wohl dem Sterblichen vergönnt, es in den hinfälligen Bruchſtücken, in den ſchwachen Zügen einzelner Tugenden zu erkennen? Ich weiß eine Lehre göttlicher Weisheit, die das erhabne Ziel dem Menſchen vorſteckt, und es in dem vollkommenſten Beyſpiele zeigt, die uns nichts geringerm nachzujagen gebietet, als nach der Aehnlichkeit mit dem Unendlichen, Vollkommnen, Heiligen, der auch uns das Geſetz ſeiner Heiligkeit ins Herz geſchrieben hat. Aber wie wenige erkennen das Ziel, das vor ihnen iſt? wie wenig ahnden das, was ſie ſeyn und werden ſollen? wie wenig haben eine Vorſtellung von dem, was ſie ſeyn könnten?

Laß uns nicht darüber klagen; fiel ich ein. Der Menſch iſt gar zu wenig, wenn er dieſen Schauplatz betritt, als daß ihn nicht ſein Stolz bey den kleinſten Fortſchritten, die er macht, zu den übertriebenſten Vorſtellungen verleiten ſollte. Nur zu wiſſen, was es heiße, gut ſeyn, gehört un-

endlich viel; eine Reinigung, eine Bildung, welche die meiſten auf ihre äußerlichen Verhältniſſe wenden. Unſre Erziehung beſchäftigt ſich gewöhnlich nur mit dem, was der Menſch gewöhnlich wird, und ſelbſt die ſittliche Bildung, welche er erhält, bekommt in den meiſten Fällen den Charakter einer bürgerlichen Brauchbarkeit. Kommt man in das Leben, wird man mit Verhältniſſen überhäuft, welche uns die Anſtrengung unſerer edelſten Kräfte koſten; ſieht man die Menſchen bloß handeln, wie ſie ſind, oder wie ſie von den Verhältniſſen nach und nach geformt wurden; ſo verſinkt das Gemüth entweder in einen Stumpfſinn, der für die hohe Würde der Tugend kein Gefühl mehr hat, oder — wenn in uns zuweilen ein beſſeres Bewußtſeyn klar wird, ſo dünken wir uns darum beſſer, als andre, erheben uns über ſie und über uns ſelbſt, und wir begnügen uns mit einem ſchwachen Bilde irdiſcher, unvollkommner

Tugend, dem es an Vollendung und Wahrheit fehlt. Nur dann erfährt man, was der Menſch ſeyn ſoll, wenn man jenen Augenblick des vollen Selbſtbewußtſeyns erlebt hat, in welchem unſer inneres Weſen ſich vor uns ſelbſt aufthut, und das Heiligthum der Freyheit ſich unſerm Geiſte öffnet, der Freyheit, die allen Leidenſchaften, allen Neigungen auf immer entſagt, und in der höchſten, ungeſtörteſten Ausführung ihrer eignen Kraft ihr Ziel und ihre Seligkeit findet. Von dieſem heiligen Augenblicke an beginnt das wahre Leben des Menſchen; eine neue Welt thut ſich vor ihm auf, und die Pforten der Ewigkeit ſtehn ihm offen. Hier empfängt er den Strahl des ewigen Lebens, der ihm die dunkle Gegenwart erhellt, und ihn mit ewiger Sehnſucht, aber auch mit feſtem Glauben an die Zukunft erfüllt. —

Laß uns, fiel Theon ein, unſrer Unterſuchung nicht voreilen. Wir wollen auf

geradem Wege zum Ziele gehn. Was der Menſch alſo thun, was er ſeyn ſoll, iſt unleugbare Thatſache des Bewußtſeyns. Denn indem er ſich ſeiner moraliſchen Natur bewußt wird, wird er ſich der Nothwendigkeit bewußt, das Geſetz der Vernunft in allen ſeinen Theilen und Anforderungen ganz zu erfüllen, d. i. ſeinen Willen dem Geſetze ſchlechthin unterzuordnen, und alle ſeine Handlungen, Neigungen und Triebe in Uebereinſtimmung mit dem Geſetze zu bringen. Hierin liegt zugleich der höchſte Endzweck, das höchſte Gut des Menſchen, welches von der Vernunft durch das Geſetz nothwendig vorgeſtellt und geboten worden iſt. Dieſen Endzweck zu erreichen, iſt ihm nothwendiges Ziel, ſo wie die Ueberzeugung von dem Daſeyn jener Forderung des Geſetzes ihm ſo gewiß, als das Selbſtbewußtſeyn ſelbſt iſt. Aber nun frage ich euch: wie iſt es möglich, daß der Menſch hier jene Forderung wirklich erfülle? daß

nur einer dem Geſetz Genüge thue, was er doch nothwendig thun muß? Iſt nur einer, der ſagen könnte, er habe jenen höchſten Endzweck wirklich erreicht, er ſey wirklich das geworden, was er ſeyn ſoll? Wer iſt ſo ſtolz, daß er behaupten ſollte, er habe alles gethan, was er zu thun ſchuldig war? Und wenn es auch in irgend einem Falle geſchehn wäre, ſo iſt dennoch die Erfahrung, daß es geſchehn ſey, nicht vorhanden, und die Wahrnehmung von des Geſetzes ganzer Erfüllung iſt unmöglich.

Laßt uns nicht andre richten, unterbrach ihn Clementine; wer ſich rein dünket, der hebe zuerſt den Stein auf. Von andern können wir nicht urtheilen, bloß unſer eignes Gewiſſen können wir fragen. Denn was kennen wir von andern? bloß ihre Handlungen, die ein nur zu trügliches Bild ihrer Geſinnungen ſind. Und ſo lange wir bloß die äußere Handlung gewahr werden und nicht die eigentliche

Gesinnung, so lange der sichtbare Mensch oft ein ganz andrer ist, als der unsichtbare, so lange müssen wir dieß Urtheil dem überlassen, der allein ins Innere schaut. Wir bedürfen es auch in der That nicht; denn wir wissen so viel, als wir zu wissen nöthig haben, nämlich, wie der Mensch handeln soll; aber wir sind nicht Richter darüber, ob er wirklich so handelt.

Gut, antwortete Theon; wir brauchen nicht andre zu richten. Aber können wir etwa für uns jene Behauptung, daß der Mensch nie ganz sey und thue, was er thun und seyn soll, verneinen? Können wir uns in unserm Gewissen das Zeugniß geben, daß wir das Gesetz erfüllen, daß wir es bereits erfüllt haben? Gesetzt es gäbe einen Menschen, der das Gesetz ganz erfüllt hätte, wie er soll, er würde dieß dennoch, ohne die größte Vermessenheit von sich nicht behaupten können. Sind wir nicht mit einem beständigen Nebel vom Em-

pfindungen, Neigungen und Leidenſchaften umgeben, der uns unſer eignes Weſen nie ganz wahrnehmen läßt? Und wenn wir Jahre lang daran gearbeitet haben, daß wir uns ſelbſt kennen lernen, was kennen wir mehr, als die beſtändigſte Geſtalt unſeres äußern Daſeyns? kaum eine Ahndung des innern Menſchen wird uns in kurzen aber unendlich wirkenden Augenblicken des reinſten Bewußtſeyns? Und wie wollen wir das ſinnliche, das unſre Geſinnungen, das zufällige oder mechaniſche, das unſre Handlungen umgiebt, rein abſondern, und vor unſerm Gewiſſen uns das Zeugniß geben zu können, daß wir das Geſetz in allen Fällen ganz erfüllt haben? Und könnten wir dieß, wenn nur über eine einzige Bewegung unſers Willens der kleinſte Zweifel übrig bliebe?

Wer könnte ſo vermeſſen ſeyn? entgegnete ich. Wäre es auch ſchwer zu beweiſen, daß kein Menſch ſey, der Gerechtigkeit ſchaffe,

und auch nicht einer, so könnten wir den Beweis dem Gewissen eines jeden zuschieben; er beweise das Gegentheil. Aber dann beantworte er sich vorher die Fragen: ob er jede seiner Handlungen bis auf ihren ersten Ursprung kennt; ob ihm keine der Bestimmungen, die seinen Willen, ihm oft selbst unbewußt, lenkten, verborgen ist? Und wenn er sie bejahend beantworten kann, so beweise er gegen die Mangelhaftigkeit seiner Gesinnung, gegen das Schwankende seiner Neigungen, gegen die Unbeständigkeit seiner Grundsätze, gegen die Nöthigung zu den Aufopferungen, die das Gesetz verlangt, gegen die Abneigung von den Entsagungen für die Tugend, so beweise er, mit einem Worte, gegen alle Erfahrung — daß der unendlichen Forderung des Gesetzes genug geschehn sey, daß er sich — nur einer einzigen Handlung bewußt sey, die er ganz frey, ganz gut nennen kann. Doch nein! das erhabne Bild der wahren Tugend,

das in unſerm Innern iſt, läßt uns nicht das mit ſo vielen Erdenfarben gezeichnete unvollkommene Bild, das wir an uns erblicken, für etwas mehr, als für eine ſchwache Copie halten, läßt uns nicht den ſchwachen Schein für Wahrheit, nicht den Anfang für Vollendung nehmen!

Ich weiß wohl, unterbrach mich Theon, daß Viele dieß zugeben, aber daraus eine ganz falſche Folge ziehn. Sie nennen nämlich jene Forderung ungereimt, übertrieben, weil die Erfahrung ſelbſt zeige, wie überſpannt die Anforderungen ſeyen, welche der Moraliſt an den Menſchen macht. Gebt, ſagen ſie, dem Menſchen ein Geſetz, das er erfüllen kann; denn was hilft es ihm, daß ihr ihm ein Ziel zeigt, das er nicht erreichen kann? — Allein das Geſetz iſt da, und jeder Menſch weiß, daß er nach demſelben handeln ſoll, wenn er auch geſtehen müßte, daß er nie nach demſelben gehandelt habe. Und iſt es etwa ein übertriebenes

Geſetz? iſt es eine überſpannte Forderung? Kann man von dem Menſchen weniger verlangen, als daß er ein Menſch ſey, daß er rein menſchlich, d. i. ganz vernünftig handle?

Aber, ſagte Clementine, du weißt, Lieber, daß man euch Moraliſten gewöhnlich Schuld giebt, ihr nehmt nicht auf die ganze menſchliche Natur Rückſicht, nicht auf das, was der Menſch, als Menſch, d. h. als ſinnlich vernünftiges Weſen ſeyn könne; ſondern daß ihr den Menſchen bloß nach einem Ideale betrachtet, das eigentlich nicht Menſch iſt, ſondern aus der Idee eines reinen Geiſtes entſpringt. Ich glaube nicht an dieſen Einwurf, der, wie unlängſt Philaret ſagte, aus einer Faulheit der Vernunft entſpringt, aber —

Nur wenig Worte, fiel er ein, um jenen Vorwurf zu widerlegen. Was iſt denn eigentlich der Menſch? doch nicht das zweydeutige, halbthieriſche Weſen, das zur Hälfte

weniger ist, als Thier? Ist es nicht die Vernunft, die Freyheit, welche dem Geschöpfe, das ohne sie ganz Thier wäre, den Charakter der Menschheit aufdrückt? Und ich sollte bey dem thierischen Wesen stehn bleiben, ich sollte es nicht als mein Ziel und meine Bestimmung erkennen, daß mein innres Wesen, mein wahres Ich sich über die Thierheit erhebe; sollte nicht mein wahres Wesen darin setzen, daß die Vernunft allein herrsche, alles in allem? Der Mensch erniedrigt sich selbst, ja er sinkt unter das Thier herab, welches nach seinem Instinkt zur Vollkommenheit seines Zustandes angetrieben wird, wenn er es vergißt, daß er mehr ist, als das sinnliche Wesen, daß in ihm ein höheres Seyn, eine edlere Kraft wohnet, welche ihn allein über die ganze thierische Schöpfung erhebt. Nein, was der Mensch seiner vernünftigen Natur nach seyn kann, muß er werden, was er als Mensch thun

kann, d. h. als ein mit Freyheit begabtes Weſen, das muß und ſoll er thun.

Und im Grunde, ſagte ich hier, liegt ja die Unmöglichkeit, dem Geſetze genug zu thun, nicht im Geſetze ſelbſt, gleichſam als ob es nicht auf die ganze Natur des Menſchen Rückſicht nähme, ſondern ihn zu einer Handlungsweiſe nöthigen wollte, die nur für reine Geiſter gehört. Dieſe Handlungsweiſe iſt vielmehr durch den allgemeinen Charakter der Vernünftigkeit nothwendig ſchon beſtimmt, und das Geſetz iſt bloß die Formel, wodurch jener Charakter ausgedrückt wird. Auch iſt es durchaus kein Widerſpruch, zu denken, daß ein mit Freyheit begabtes Weſen dieſer Freyheit gehorche, wie es ihr gehorchen ſoll. Vielmehr widerſpricht jede Abweichung von dem Geſetze, jede Uebertretung eines Gebotes der Freyheit, dem Charakter der Vernünftigkeit, d. i. der eigentlichen Menſchlichkeit. Endlich hat ja auch die Sinnlichkeit, oder der

dem Geſetz entgegenſtrebende Trieb des Menſchen hier wohl gar keine Stimme. Oder ſoll uns das Daſeyn von Neigungen, die dem Geſetze widerſtreiten, berechtigen, von den Forderungen der Vernunft etwas nachzugeben, und weniger vernünftig zu handeln? Dann wäre das Thier, das mehr Neigungen und vielmehr noch ſtärkere Triebe hat, wenig oder gar nicht unter dem Menſchen. Zwar wird niemand verlangen, daß der Menſch hier ganz vollkommen ſeyn ſoll, das aber kann gefordert werden, daß er ſtreben ſoll, es zu werden. Und wenn es dem Menſchen nicht ziemt, ſich ein Ziel zu ſetzen, das er in unendlicher Entfernung erblickt, was erhebt ihn dann über das Thier, das ſeine Vollkommenheit, durch die mechaniſche Organiſation, in wenig Jahren erreicht?

In der That, entgegnete Clementine, iſt es nichts, als moraliſche Heucheley, welche vergiebt, daß ſie gern mehr thun wolle,

wenn ſie nur mehr thun könne. Man dürfte es nicht darauf ankommen laſſen, einen ſolchen Heuchler nur ſo viel zuzumuthen, als er wirklich thun kann. Es iſt voraus zu ſehn, daß er auch dieß nicht thun, ſondern immer neue Ausflüchte finden würde, bis er dahin käme, nichts für thunlich zu halten, als Gehorſam gegen ſeine Lüſte, und nichts zu thun, als ſein Fleiſch zu nähren. Ich habe dieß immer für die wahre fleiſchliche Sicherheit gehalten, welche aus jener faulen Vernunft entſpringt, und ſich mit dem ſichtbaren, mit der Gegenwart begnügt, eine völlige moraliſche Schlafſucht hervorbringt, und zuletzt eine gänzliche Tödtung des innern Menſchen bewirkt. Nein! was auch die Trägheit, was auch die Luſt den Menſchen überreden mag; ewig und unnachläßlich iſt die Forderung des Geſetzes; ewig und unaufhaltſam iſt unſer Streben nach dem unendlich entfernten Ziele; und nicht ruhen darf der Menſch, bis daß er es ganz erreiche.

Daß er das Gesetz ganz erfülle, daß er jenes Ziel erreichen muß, ist ihm so gewiß, als er Mensch ist, als er aufhören würde, es zu seyn, wenn er aufhörte, darnach zu streben. —

Dennoch aber, fuhr Theon fort, was wollen wir sagen, da wir es aufgeben müssen, das Gesetz jetzt ganz zu erfüllen? Soll es nie erfüllt werden? Oder dürfen, können wir die Hoffnung aufgeben, daß wir es doch erfüllen können? Und worauf gründet sich jene Hoffnung. Dürfen wir in diesem Leben hoffen, das Ziel zu erreichen, das uns vorgesteckt ist? Nein dieses Leben zeigt uns höchstens den Anfang; hier erblicken wir nur von fern das Ziel, nach dem wir streben müssen, unser ganzes irdisches Daseyn reicht kaum zu den ersten Schritten hin, die dahin führen, und wenn wir noch so viel gethan haben, so ist es immer sehr wenig, und noch unendlich viel ist zu thun übrig! Sollten wir also das Ziel nie erreichen? Sollten Kräfte, welche hier nie ganz ausgeübt,

gebildet und vollendet werden können, Kräfte, welche für die Ewigkeit zureichen, ohne Bestimmung, ohne Vollendung bleiben? Kann ich mir es ohne innige Erschütterung denken, daß mir jenes Gesetz, in dessen Erfüllung ich meine wahre Würde setze, umsonst gegeben ist? daß das Ziel, welches ich nothwendig erreichen muß, nichts als ein Gaukelspiel, daß die Vollendung meines Wesens, welche ich ahnde, nach der ich mit allen Kräften strebe, nichts als ein leerer Traum sey. O dann wäre der Mensch elender, als das Thier, dann müßte er nothwendig sich mit Erbitterung gegen die Natur auflehnen, welche ihm nichts als Täuschung und ein kurzes Leben ohne Endzweck gab! Denn wäre dann nicht das Höchste uns ohne alle Ursache gegeben, das Unendliche in einem endlichen Raum eingeschränkt, wäre dann nicht Alles Streben ohne Ziel, Anfang ohne Vollendung? Und dieß wäre es, wenn mit diesem Leben unser Daseyn sich

endete, wenn die Kraft, die uns zu dem Unsichtbaren, Unendlichen, Vollkommnen hintreibt, in dem Grabe ihr Ziel fände! — Doch nein! nein, so kann es nicht seyn! Ist das Ziel auch fern, so wird es dennoch erreicht; was jetzt nicht erfüllt wird, wird einst erfüllt, und was jetzt unmöglich ist, geschieht in der unendlichen Sphäre unsers unsichtbaren Daseyns. Sehet, wir laufen nicht nach einem vergänglichen Ziel! aber je höher das Ziel, desto weiter die Laufbahn. Das Ziel ist unendlich; darum eröfnet sich uns eine unendliche Aussicht! Und so fordert meine Vernunft für die unendliche Kraft, die in ihr lebt, ein unendliches Daseyn, für das unendliche Streben ein ewiges Ziel und ein gränzenloses Ringen; für die unendliche, hier unerfüllbare Forderung des Gesetzes eine Ewigkeit — um sie ganz zu erfüllen! —

Fordert — sagst du? von wem? fiel ich ein. Lebt sie nicht vielmehr ganz in

ihrer Unsterblichkeit? ist sie nicht so durchdrungen von ihrer Ewigkeit, von der unendlichen Grösse der Tugend, daß das Bewußtseyn ihrer selbst von dem Bewußtseyn eines ewigen Daseyns unzertrennlich ist? Nein, so gewiß die Forderung ist, welche die Tugend macht, so gewiß ich nach der vollkommnen Freyheit streben *soll*, die das Eigenthum des unendlichen Geistes ist, so gewiß ist meine Ueberzeugung von einem ewigen Daseyn meines wahren innern Wesens, mein Glaube an die Ewigkeit, welche meinem unendlichen Streben Ziel und Bestimmung zeigt! Es ist unmöglich, mir das Aufhören meines Seyns nur zu denken, denn ich weiß, daß nothwendig geschehen *muß*, was geschehen *soll*, daß es *einmal* geschehen muß, was *hier* nicht geschieht! Es *kann* mir nicht bloße Ahndung eines Zieles gegeben seyn, ohne die Erreichung desselben, ich versänke in einen Abgrund von Widersprüchen, meine Vernunft verlöhre sich in einem leeren Dun-

kel von zweckloſen Streben, wenn ſie nicht hinter der kurzen Bühne dieſes Erdenlebens einen unendlichen Schauplatz erblickte — das Land der Freyheit — Ziel und Vollendung. — Und ſo mag man ſich auf die Vergänglichkeit alles deſſen berufen, was einen Anfang gehabt hat, ſo mag man mir die Unmöglichkeit darthun, mir von dem Weſen, das ewig fortdauern ſoll, einen Begriff zu machen; — iſt es denn Neugierde, die mich zum ewigen Leben treibt? iſt es denn müßige Speculation, welche die Ewigkeit ausdenkt? Es iſt das innigſte Bewußtſeyn meiner unendlichen Kraft, welches mir jenen Glauben giebt, aufdringt; es iſt das unendliche, nothwendige Streben meines edlern Weſens, das mich mit der gewiſſen Hoffnung des ewigen Lebens erfüllt; es iſt das erhabne Ziel, das ich vor mir habe, das ich durchaus erreichen muß, deſſen Erreichung ich in einem ewigen Daſeyn, in der ununterbrochenen Fortdauer meines Bewußtſeyns,

meiner Kraft, meiner Wirkſamkeit finde. Nicht Wiſſen, nicht Forſchen, nicht Erkenntniß, treibt den Menſchen über die Gränzen dieſes Lebens! Er handelt, er ſtrebt, er jagt dem Ziele nach — und glaubt mit der innigſten, feſteſten Zuverſicht! Darum iſt dieſe Ueberzeugung allein feſt und unerſchütterlich! Denn ſo lange nicht das Bewußtſeyn jenes unendlichen Zieles verſchwindet, das ich vor mir habe, ſo lange nicht körperliche Befriedigung der Zweck des Daſeyns iſt, ſo lange nicht Tugend mir als ein bloßer Traum erſcheint, ſo lange ſteht meine Ueberzeugung feſt von einem unendlichen, ewigen Daſeyn. Und je reiner dieſes Bewußtſeyn, je größer mein Streben, je lebendiger das Gefühl meiner unendlichen Kraft wird, für welche die Ewigkeit kaum hinreicht, je weiter ich vordringe — je mehr ich mich über das Sichtbare erhebe, und mich ganz in die unſichtbare Welt verſenke, die in mir liegt — deſto

weniger gnügt mir die Gegenwart, deſto mehr eröffnet ſich mir die unendliche Ausſicht eines ewigen Daſeyns, deſto feſter, unerſchütterlicher, inniger, thätiger wird mein Glaube, meine Hoffnung, meine Zuverſicht!

Habe Dank, ſagte hier Theon, daß du meine Stelle vertreten, und mit dem Bewußtſeyn des guten Sinnes an meiner Statt Worte des ewigen Lebens verkündigt haſt. Denn wer ſollte, wenn er dich angehört hat, noch zweifeln, daß dieſer Weg, zum Glauben an ein unendliches Leben zu kommen, der einzige ſichere ſey, der gewiß zum Ziele führt? Iſt er nicht eigentlich der Weg des ewigen Lebens ſelbſt? Ewiges Streben? Ziel und Vollendung? Laßt mich nur noch Eins hinzuſetzen. Ich habe euch vorhin widerſtritten, als ihr auf das Streben nach Glückſeligkeit, das hier nicht erfüllt wird, unſre Hoffnung nach dem Tode gründen wolltet. Jetzt kann ich euch ſagen, wie der Menſch in der That ſeines höchſten

Wunſches Erfüllung erreiche. Laßt uns dem höchſten, letzten, wornach der Menſch ſtrebt, noch keinen Namen geben, aber laßt uns ſehn, wornach er ſtreben müſſe. Daß er das ganz iſt, was er ſeyn ſoll, daß er ſeines ganzen Weſens Zweck erfülle, iſt das höchſte Gut des Menſchen. Indem er jenes erreicht, erlangt er dieſes. Das höchſte Gut, das ewige Eigenthum der menſchlichen Natur, liegt in dem höchſten Zwecke des Menſchen, in ſeiner Vernunft, in ſeiner Freyheit.

Du drückſt dich, unterbrach ich ihn, nicht beſtimmt darüber aus; mache deine Meinung deutlicher.

Wahres Gut, fuhr er fort, iſt für ein moraliſches Weſen überhaupt dasjenige, wodurch es das wird, was es ſeyn ſoll. Dasjenige, wodurch der höchſte Endzweck eines moraliſchen Weſens erreicht wird, muß alſo zugleich das höchſte Gut ſeyn, denn wenn es erreicht wäre, ſo würde

nichts weiter vernünftiger Weise zu wünschen übrig bleiben. Denn wir können kein Recht haben, etwas zu fordern über das, was wir seyn sollen; und so wie wir nothwendig nach dem trachten müssen, was wir seyn und werden sollen, so giebt es keinen Gegenstand des vernünftigen Strebens mehr, so bald jener höchste Endzweck erreicht worden ist. Giebst du dieß zu?

Wie sollte ich nicht? Sobald der Mensch ganz das ist, was er seyn kann und soll, sobald er den höchsten Endzweck seiner Natur erreicht hat, so bald ist er im Besitz des höchsten Gutes, gleichsam am Ende alles Wünschenswerthen und aller Güter.

Du wirst also, sagte er ferner, es deutlich und zugleich sehr wahr finden, daß ich sagte, das höchste Gut des Menschen liege in seinem höchsten Zwecke, in seiner Vernunft, in seiner Freyheit. Nun laßt uns dieß Glückseligkeit nennen, was wird sie seyn? die reine Wirkung der

Freyheit, die Tugend ſelbſt, der völlig freye Genuß des vernünftigen Daſeyns. Hier erſcheint zuerſt, aber auch ganz allein die Glückſeligkeit als nothwendig, als ein nothwendiges Gut; und daß ich es erreichen muß und werde, iſt mir ſo gewiß, als es mir gewiß iſt, daß ich darnach ſtreben, daß ich es erreichen ſoll. Denn hier iſt Können und Sollen eins, da es kein willkührliches Gut iſt, nach dem ich ſtrebe, ſondern ein nothwendiges, der höchſte Endzweck des Menſchen. Niemand wird ſich nun ferner an den Namen ſtoßen? Jeder gute Menſch iſt gewiß mit mir darin einig, und nur Mißverſtand kann ihn verführen, zu dieſem höchſten Gute, noch ein anderes, gleichſam zur Vollendung hinzuzuſetzen. Denn wäre das höchſte Gut nicht in ſich ſelbſt vollendet, ſo könnte es das höchſte nicht ſeyn. Ich erinnere mich noch genau des Geſprächs, das du, wie du mir erzählt haſt, mit Philaret hierüber

hatteſt, wo unſer Theokles behauptete, „daß man ſich durchaus hierin irre und auf einem ganz falſchen Wege befinde. Die Tugend, hatte er geſagt, habe durchaus keinen Preis, nichts, das ihr als Vergeltung angeboten werden könnte und dürfte, wenn es nicht aus ihr ſelbſt entſpränge. Und der Menſch, welcher von einer Glückſeligkeit rede, welche ihm für die Tugend zu Theil werden ſolle, würdige dieſe herab, wenn er jene nur einen Augenblick von ihr trenne.“ *)

Wohl erinnre ich mich noch, entgegnete ich. Doch laß uns fortfahren. Ich will die Folge von jener Beſtimmung des höchſten Guten hinzuſetzen, welches wir nun mit Zuverſicht Glückſeligkeit nennen können. Nun iſt mir nämlich das Streben nach derſelben nothwendig, denn ſie liegt ganz in dem Gebote der Vernunft; und das höchſte Gut iſt mir ſo gewiß, als mir das Geſetz

*) Siehe Theokles S. 117 — 138.

ist, welches mich auffordert, den höchsten Endzweck meines wahren Wesens ganz zu erreichen. Denn ist die Tugend mein Eigenthum, steht die Erfüllung des Gesetzes ganz unter dem innern Reiche der Freyheit, so ist das höchste Gut eben so gewiß mein Eigenthum, so muß ich es eben so nothwendig erreichen, als ich das Gesetz nothwendig erfüllen muß. Es ist ja nichts willkührliches, es ist nothwendige Forderung der Vernunft, daß ich darnach strebe; es ist also gewiß, daß ich es erreichen muß. Wollte ich also die Erreichbarkeit des höchsten Gutes aufgeben, so müßte ich eine Forderung der Vernunft für unmöglich erklären, und sie selbst mit sich entzweyen.

Und doch können wir zweifeln? antwortete er; doch können wir nur einen Augenblick vergessen, was uns die Erfüllung unsers heiligsten Wunsches sichern kann? Siehe, das ist die unnennbare Sehnsucht des guten Menschen nach dem Vollkommnen,

dieß ist der Schlüssel zu dem Heimweh des Pilgers, der sich als Fremdling fühlt auf dieser Erde, dieß ist das Letzte, das Höchste, was uns die Gegenwart nicht gewähren kann. Nicht die Begierde treibt den Menschen, es zu fordern, nicht sein Stolz verleitet ihn, es hier zu erwarten; denn es ist nicht die Frucht weniger Jahre, es ist das Ziel des unendlichen Strebens. Hier kann es nicht erfüllt werden, denn in ihm besteht die Seligkeit des unsterblichen Geistes. Aber es muß erfüllt werden, einst — in der unendlichen Wirksamkeit unsrer Kraft, in der gränzenlosen Sphäre unsers Daseyns! Ja, ist mir die Ewigkeit meines Seyns gewiß, ist meine Ueberzeugung von der ewigen Fortdauer meines Wesens fest und unerschütterlich, so ist mir das höchste Gut gewiß, gewiß in dem ewigen Fortschreiten zu dem unendlichen Ziele. Und umgekehrt, so gewiß es mir ist, daß ich das höchste Gut erreichen muß, so gewiß ist

meine Ueberzeugung von einem ewigen Seyn, da dieſe irdiſche Zeit kaum hinreicht, die Hand nach demſelben auszuſtrecken! Iſt die Ewigkeit mein, ſo fehlet mir nichts, ſo habe ich die Hoffnung, die allein feſt ſteht, und meine Vernunft erhebt ſich über die Grenzen dieſes Lebens mit einer Zuverſicht, die auf ihrer eignen unendlichen Kraft und auf dem unendlichen Werthe der Tugend beruht! — Alſo iſt es unmöglich, daß ein Menſch von dem Bewußtſeyn ſeiner moraliſchen Kraft erfüllt ſey, ohne daß ſein ganzes Weſen ſich über die engen Schranken dieſes Lebens erhübe, und eine Stimme in ſeinem Innerſten laut das unbegreifliche Wort ausriefe: du biſt unſterblich! Ja hierauf ſteht meine Ueberzeugung feſt und unerſchütterlich; hier, wo mich der göttliche Hauch der Freyheit anweht, wo mich das Gefühl einer unendlichen Kraft durchdringt, hier geſchieht mir eine Offenbarung von der Unſterblichkeit! Zwar er-

kenne ich nichts von dem, was jenseits ist; denn wie kann das Endliche das Unendliche messen? Kann auch mein Blick in das Dunkel dringen, das die Ewigkeit umgiebt? Nein! ich stehe hier an den Grenzen dieses jugendlichen Lebens, voll glühenden Durstes nach dem Vollkommnern; mein Geist strebt ungeduldig und rastlos empor an der Scheidewand, welche die Sterblichkeit von den Unsterblichen trennt. Aber woher wird ihm eine Ahndung von jenseits? was ist es, das ihm die Nothwendigkeit, die Gewißheit seiner Unsterblichkeit zeigt? Tugend, Freyheit, Ziel und Vollendung! Von Hier empfängt er festen Glauben, lebendige Hoffnung! Hier vereinigt sich mein ganzes Wesen zu einer innigen, unerschütterlichen Ueberzeugung, zu einem unaussprechlichen Glauben an das Unsichtbare, und dieser Glaube ist so fest, wie der Glaube an die Tugend. Nicht um eiteln Gewinnstes, nicht um

einer lüsternen Begierde willen; nein, weil ich erfüllen muß, was hier nicht erfüllt werden kann, weil das unendliche Ziel in keinem begrenzten Raume erreichbar ist, darum eröffnet sich mein Glaube eine unendliche Aussicht. Ich weiß, was ich seyn und werden soll, und fühle voll Demuth, was ich nicht bin; ich kenne das erhabne Ziel, das ich erreichen soll, erblicke meinen Abstand von demselben, und — bin meiner Unsterblichkeit gewiß! — Sehet so gewiß ist die Gegenwart das Unterpfand der Zukunft, nicht wegen dessen, was wir sind, sondern durch das, was wir seyn sollen und nicht sind, was wir erreichen sollen und hier nicht erreichen. Durch die thätige Kraft des Menschen, durch sein Streben, durch sein Dringen nach dem Ziele, wird der Glaube erweckt, und je thätiger die gute Gesinnung des Menschen, je fester sein Streben wird, desto fester, unerschütter-

licher wird er, deſto gewiſſer wird ihm ihm das ewige Leben! So gewiß mir mein eignes Bewußtſeyn iſt, ſo gewiß iſt mein Glaube, nicht todter Glaube, ſondern lebendiger, belebender, erzeugt durch die Tugend und thätig in guten Werken. Dieſer Glaube iſt allein feſt und unerſchütterlich; nichts kann ihn wankend machen, denn er iſt nichts, als das innigſte, reinſte Selbſtbewußtſeyn des Menſchen. Er allein erhebt den Menſchen über Grab und Tod, denn das Unſterbliche, das kein Grab umſchließt, das ewig wirkt und thätig iſt, iſt frey und gewiß in ſeiner Unſterblichkeit. Jedes Dunkel dieſes Lebens wird durch dieſe Hoffnung, welche aus der Ewigkeit entgegenſtrahlt, erhellt; jeder Zweifel, der den Neugierigen beunruhigt, verſchwindet vor der Zuverſicht, mit welcher der Gläubige ſtrebt und handelt; jeder Widerſpruch der Gegenwart löſt ſich in die herrlichſte — ewige Harmonie durch dieſen Glauben an eine

unendliche Fortdauer auf, wo alles, was vollendet werden soll, und hier unvollendet bleibt, Ziel und Vollendung erreicht!

Als er geendet hatte, schwieg er, und wir sahen beyde auf Clementinen, die still und ernst in Gedanken versunken da saß. Was ist dir? Liebe, fragte er; warum schweigst du bey der lebendigen Gewißheit des ewigen Lebens? Sage, was bedeutet die stille Vergessenheit deiner selbst; oder nimmst du weniger Theil an der seligen Ueberzeugung, welche doch gewiß auch die deinige ist?

Laßt mich, antwortete sie leise; stört die heiligste Erinnerung nicht, welche mich in diesen Augenblicken noch gewisser machte, daß ihr die Wahrheit redet. O ich habe alles gehört, was ihr sagtet; mein Herz, mein Innerstes, öffnete sich der heiligsten Ueberzeugung des Menschen, und ich dachte mit himmlischer Klarheit, was ich immer

nur in seligen Augenblicken ewiger Sehnsucht empfand. Ach! es war mir, als vernähme ich wirklich eine Stimme von jenseits; als rufte es mir, und allen Menschen, die sich so wenig begnügen mit der Gegenwart, zu: „Armer Mensch, der du hinüber dich sehnest und hier keine Ruhe findest, der du nicht gesättigt wirst von diesem Leben, sondern das Zukünftige suchest; lerne dich selbst kennen, und jeder Zweifel wird verschwinden. Lerne einsehen, was du werden sollst, und dieses Leben wird dir als ein Traum erscheinen, der sich erst jenseits löst! Siehe das Ziel, das du vor dir hast, du wirst es erreichen! Darum sey thätig im Guten, strebe nach dem Einen, was dir Noth ist, als Mensch, und du wandelst fest im Glauben des ewigen Lebens.“ Ach, daß alle diese Stimme im Innersten vernähmen, daß ihr guter Geist es ihnen sagte: du bist zur Tugend bestimmt, und also unsterblich, du sollst dem höchsten

Ziele nachjagen, und lebst und wirkest ohne Aufhören! Würde ihm dann die Bürde dieses Lebens drückend seyn? Ist sie nicht Prüfung? Würde er murren über das, was er entbehren muß? Er fordert nichts von dem Glück, aber alles von sich selbst. Würde er zweifeln, nur einen Augenblick zweifeln bey den Widersprüchen der Gegenwart? Hier ist ja nur Anfang, dort Vollendung! — Darum laßt uns fest halten an diesem Glauben, und in uns das Bewußtseyn unsrer ewigen Bestimmung erhalten, so werden wir sicher gehn. Ja die Tugend ist die Leuchte, welche uns den Hafen zeigt nach den Stürmen dieses Lebens; sie, das Eigenthum der Unsterblichen, der Vollkommnen, der heiligste Wunsch der Sterblichen, die als die Unsterblichen handeln. Sie ist der Anker unsrer Hoffnung und der Fels unsers Glaubens! Des reinen Herzens Gewißheit gewährt mehr Zuversicht, mehr Stärke,

mehr Glauben und Seligkeit, als alle Vernunft begreiffen kann.

Hierauf schwieg sie; doch in ihrem Auge schwamm die Thräne der heiligsten Erinnerung; wir sahen es, daß mehr, als jene Gedanken, sie bewegte. Aber als wir dennoch das Stillschweigen nicht unterbrachen, sondern sie beyde bloß fragend ansahen, da begann sie von Neuem.

Nein, ich muß euch sagen, was mich in jenem Augenblicke inniger ergriff, als eure Worte, so tief sie auch mein Herz trafen; es war die Erinnerung an ein Gespräch mit Allwina. Und als du jenen Glauben den Schlüssel zu dem Heimweh nanntest, das der Pilger auf dieser Wanderschaft empfindet, da ging vor meiner Seele alles vorüber, was in diesen Tagen uns betrübt hat; aber da vernahm ich erst jene Stimme von jenseits, die mir einst hier in den Stunden schwesterlicher Herzensergießung wie die Stimme des ewigen

Lebens tönte. Empfanget sie jetzt als das heilige Vermächtniß der Verklärten! Ihr wisset, mit welchem rastlosen Streben nach dem Vollkommnen die Unvergeßliche erfüllt war, welche Klarheit in ihrem ganzen Daseyn, welche Reinlichkeit in ihrem innern Wesen herrschte; ihr wisset, wie wenig ihr, der Demüthigen, Bescheidnen, die Gegenwart genügte. Erinnert ihr euch noch jenes Abends, wo wir zusammen das Gemälde des vollkommensten Weibes betrachteten? *)

*) Jedermann kennt das Buch, ohne daß es genannt wird. — Es war allerdings ein schöner Gedanke, das Ideal eines vollkommnen Weibes aufzustellen, und dem so niedergedrückten, und gewöhnlich auf das Aeußere reducirten Geschlechte zu zeigen, was es seyn kann und seyn soll. Hier hätte man aber fordern müssen, daß die Natur der Weiblichkeit in ihrer größten Vollendung und Bildung, in der höchsten Harmonie ihrer Kräfte dargestellt worden wäre. Allein dieses ist ganz verfehlt, und Elise gewährt dem Leser weiter nichts, als das Bild eines Heroismus, der die widerwär-

Du tadelteſt viel und ſtreng, lieber Sophron. Aber als du ſagteſt, am meiſten

---

tigſten Verhältniſſe in der Ehe mit Gleichmuth trägt. Abgerechnet, daß dies doch nicht der höchſte Geſichtspunkt iſt, aus dem das Weib betrachtet werden muß, ſo iſt die ganze Idee höchſt zweydeutig, und verfehlt ihre Wirkung in moraliſcher Hinſicht ganz. Ja wollte die Moral jenes Gemälde kritiſiren, ſo würde ſie mit Recht dagegen erinnern, daß Eliſe unrecht handelte, indem ſie einen Mann heirathete, den ſie nicht achtete, daß alſo ihr ganzes Schickſal nicht Schickſal (d. i. nothwendiger Kampf des Sittlichen mit dem Nothwendigen) ſondern ein, durch einen falſch verſtandenen, ganz unweiblichen, Heldenſinn herbeygeführtes, verkehrtes Verhältniß ſey; (daher denn auch daſſelbe mehr Unwillen als Bewunderung erweckt) daß ſie ſogar ihre Thätigkeit bloß auf jene entehrende Verbindung einſchränkte, und den innern Menſchen ſo ganz vergaß, daß ſie am Ende ihres Lebens in eine Gleichgültigkeit oder Stolz, oder Verzweiflung verſunken war, und ihre ewige Beſtimmung nicht achtete, welches unfehlbar allemal die Mangelhaftigkeit der guten Geſinnung zeigt. Dieß war der Inhalt jenes Geſprächs, von welchem in der Unterredung das Ende mitgetheilt worden iſt.

mißfalle dir die Erniedrigung der Bestimmung des Weibes zu dem mühsamen Daseyn der Hausfrau, der Gattin eines gänzlich Verirrten, der am Ende doch nur Scheu vor der Tugend seines Weibes empfand; als du behaupteteſt, das Edelſte ſey in ihr nicht entwickelt, ſondern verſäumt, vergeſſen, mit Verachtung zu Boden getreten, und ſie ſelbſt ſey durch das Gefühl der Nichtachtung ihres edlern Seyns zu der Verzweiflung einer ganz unnatürlichen Entſagung genöthigt; da konnte ſich Allwina nicht länger halten, und ihr wiſſet, was ihr die Kränkung über dieſes gänzliche Mißverſtehen der weiblichen Beſtimmung in den Mund legte. „Daß das unglückliche Weib, ſagte ſie, am Rande des Grabes, mit Gleichgültigkeit nach jenſeits blickt, iſt mir das ſicherſte Zeichen ihres gänzlich verfehlten Daſeyns. Es war nothwendig, daß ſie jetzt ſtarb, ſie hätte ſonſt dennoch verzweifelt. Denn wie ſoll ich mir ſonſt jene

Gleichgültigkeit erklären? als die stolzeste Vermessenheit, oder als dumpfe Verzweiflung? O, mich schaudert es im Innersten, wenn ich mir denke, daß ein Mensch, auch der beste, sich vermessen und sagen kann: ich habe meine Bestimmung erreicht, ich bin das, was ich seyn soll, ich sehe mit Ruhe und Gelassenheit dem Tode entgegen, bringe er auch gänzliches Aufhören, völlige Vernichtung; es ist mir gleichgültig, ob mich ein Leben nach dem Tode erwartet. Wie kann ein Mensch dieß sagen, ohne den thörigsten Stolz, ohne gräßliche Verzweiflung? Hätte die Arme nicht in dem irdischen, für sie ganz zwecklosen, Daseyn, in dem ganz muthwilligen Kampfe gegen Verhältnisse, denen sie sich nicht einmal hingeben durfte, das klare Bewußtseyn ihres innern Wesens verlohren; nie würde sie sich begnügt haben mit der Gegenwart? Nein, daß sie mit dem wilden heroischen Muthe sich begnügte, daß ihr die gute Gesinnung, welche sie in

dieſem kurzen Leben erworben hatte, hinreichend und vollkommen dünkte, daß ſie ihre ewige Beſtimmung nicht kannte, vergaß oder daran verzweifelte.“

Sehr wohl, ſagte hier Theon, erinnere ich mich noch dieſes Geſprächs. Es war in den erſten Tagen unſrer Bekanntſchaft; und ich pries Gott ohne Stolz, daß mir mein Gewiſſen das Zeugniß gab, ich ſey nicht wie jener. — Aber das iſt es nicht, was du ſagen wollteſt; dieß iſt nicht das heilige Vermächtniß Allwina's!

Ich ſollte es dir, antwortete Clementine, wohl ſchon lange geben; aber du wirſt mir nicht zürnen, daß du es jetzt erhältſt, wo es dir nicht ſowohl Bedürfniß, als ein Geſchenk iſt, das der Ungläubige nicht einmal zu nutzen verſteht. — Die Krankheit Allwina's hatte erſt einige Tage gewährt, und ſo wenig auch damals augenſcheinliche Gefahr vorhanden war, ſo waren wir doch nicht ohne Furcht. Allwina lächelte

zu unſrer Aengſtlichkeit, und ſtellte ſich vielleicht ſtärker, als ſie war, um uns Muth zu machen. Fürchteſt du dich wirklich," fragte ſie einſt, „mich ſchon jetzt zu verlieren? oder wirſt du mich verlieren, wenn ich auch ſtürbe?" Liebe, ſagte ich, muß man nicht fürchten, das zu verlieren, was man ewig zu beſitzen wünſcht? Aber ſie ſpottete gutmüthig über die Kleingläubige. — In dieſen Tagen ſprachen wir inniger und öfter über die Gegenwart und Zukunft. Mit kindlicher Einfalt und Unſchuld ergoß ſich das Herz der Verklärten über ihre Wünſche und Hoffnungen, über ihre Liebe und ihr Glück. Aber als ſie ſich wirklich kränker fühlte, da erhob ſich ihr Herz ohne Kummer und ohne Thränen über die Hoffnungen dieſes Lebens, da ſprach ſie bloß von den Träumen dieſer jugendlichen Laufbahn und von der Wirklichkeit der ewigen Zukunft; da trübte nichts ihren frohen Muth, als der Gedanke an dich, den Geliebten,

nicht als ob ſie dich verlöhre, ſondern daß ſie dir hier ſo wenig hätte ſeyn können. Es war nicht erkünſtelte Gleichgültigkeit gegen dieſes Leben, das ſie herzlich liebte, nicht unnatürliche Ruhe bey dem nichtigen Uebergange aus der Sterblichkeit zum Ewigen; es war die lange genährte Sehnſucht nach dem Vollkommnen, frohes Bewußtſeyn, inniger Glaube, was ſie ſtärkte, und ihr Kraft gab, uns zu tröſten. Eines Abends, als ich ihr aus dem Buche des edeln Greiſes über die Beſtimmung des Menſchen vorgeleſen hatte, ſprachen wir beſtimmter von ihrem Abſchiede, ſo weh mir auch es that. „Laß uns das Wort nicht umgehn,“ ſprach ſie, „laß uns nicht den Gedanken an etwas, wie ich empfinde, nahe bevorſtehendes, länger zurückdrängen. Kann ich glücklicher ſcheiden, als aus den Armen treuer Liebe zu dem Urquell aller Liebe?“ Damals hoffte ſie nicht, dich noch einmal zu ſehn. — „Ich würde ſehr unruhig ſeyn,“

fuhr sie fort, „wenn ich nicht überzeugt wäre, Theon werde Glauben behalten, und nicht hadern mit der Weisheit dessen, der mich so früh hinwegnimmt. Aber wenn er annimmt, daß ich nicht mehr hier bin, tröstet ihn mit seinen eignen Worten.“ Du weißt, was sie meinte. Nicht ein Zweifel an die Zukunft, nicht ein unruhiger Gedanke wegen der Gegenwart, kam in ihre Seele. Kurz darauf schlummerte sie ein wenig; dann sprach sie von Neuem mit himmlischer Zuversicht von den Hoffnungen, denen sie entgegen gehe. „Ich mag es nicht vor dir verbergen, liebe Schwester,“ sagte sie, „daß ich euch ungern zurücklasse; daß ich gern mit euch zugleich die neue Laufbahn anfinge, mit euch in einem Augenblicke dem Vollkommnen entgegen ginge. Aber die Weisheit dessen, der euch mir schenkte hat es anders beschlossen, und ich vertraue seiner Güte, die mir hier schon so viel Seligkeit in eurer Liebe schenkte. Und

ſiehe, nun weiß ich es erſt recht zu deuten, was mein Herz, ſelbſt in den ſeligſten Augenblicken, mit höher Sehnſucht erfüllte; nun erfahre ich es, welche Hoffnungen das Herz des Menſchen hat, jetzt — in dem Augenblicke des Scheidens. Du kennſt mich, und weißt, daß mein Herz nie an dieſem Leben einzig geſättigt ward, aber jetzt empfinde ich mit der größten Klarheit die Sehnſucht nach dem beſſern, jetzt wird mein Heimweh, wie unſer guter Vater es immer nennt, in die froheſte, gewiſſeſte Erwartung verwandelt! Und mit dem freudigſten Bewußtſeyn betrachte ich den Zuſammenhang der Gegenwart und der Zukunft, und die Hoffnung, daß die Verhältniſſe, in denen ich hier ſo glücklich war, ſich einſt erneuern, daß ſie, die hier auf meinen Geiſt und mein Herz den ſeligſten Einfluß hatten, mich auch dort beglücken, und ewig dauern werden, mildert den Schmerz über die Trennung von euch, der

gewiß nichts ſündliches hat. Liebe, gute Schweſter, laß uns nicht trauern ohne Hoffnung: Wir ſehn uns wieder! Zwar wird meine irdiſche Hülle bald in Staub zerfallen, und meine leiblichen Augen werden euch nicht wiederſehn! Aber wer kann denn die ſinnlichen Verhältniſſe auf jenes Leben übertragen, wer kann hoffen, daß er ſeine Geliebten einſt eben ſo wiederfinden, ſich ihrer einſt auf dieſelbe Art freuen werde? Du weißt wohl noch, wie wenig mir es gefiel, als der Augenblick des Wiederfindens Wiedererkennens, jüngſt ſo irdiſch dargeſtellt wurde, als würde er auf dieſer Erde gefeyert, die wohl Freuden hat, aber auch Thränen. Daran hängt meine Hoffnung nicht; ich kann nicht ohne die Sinne, welche ich jetzt habe, euch wiederſehn; und bald ſind ſie auf immer aufgelöſt. Aber doch habe ich eine Hoffnung, die mir den Tod zu einem kurzen Abſchiede macht, zu einer Reiſe, auf welcher wir uns

einander einſt alle wieder zuſammenfinden. Ja dieſe Art unſrer Verhältniſſe wird nie wieder erneuert werden können, aber die Verhältniſſe ſelbſt werden erneuert und ewig währen; nicht das ſichtbare Band knüpft den Bund unſrer Seelen, ſondern das Unſichtbare, unſer Geiſt, unſre Tugend. O wie glücklich bin ich durch dieſe Hoffnung! Unſre Körper laſſen wir hier zurück; aber was trauern wir, da unſer unſterblicher Geiſt fortgeht auf der unendlichen Bahn, auf dem Wege zum Ziele, auf dem wir uns alle wiederfinden? Ich gehe euch voran, unſre Geiſter werden getrennt, jeder auf ſeiner Bahn zu höherer Vollkommenheit zu gelangen. Aber einſt wird der Vater aller Geiſter ſie wieder zuſammenführen, keine grobe Hülle wird ſie mehr trennen, die Gemeinſchaft ihrer Tugenden wird ſie verbinden; und gemeinſchaftlich werden wir dann auf der höhern Bahn fortgehen, reiner werden wir uns lieben,

inniger einander verſtehn, durch einander ſeliger ſeyn, je vollommner wir mit einander werden. Dann wird keine Trennung mehr ſeyn; denn das unvergängliche Band der Tugend umſchlingt und vereinigt uns ewig und unſterblich. Siehe, ich weiß, daß ihr Freunde der Tugend ſeyd, darum hoffe ich, daß wir uns wieder finden, daß die vollkommnen Geiſter einander an ihren Geſinnungen wiedererkennen, und dann noch die Verbindung ſegnen werden, in der ſie einſt ſtanden, ſich freuend der ewigen Vereinigung, der kein Grab und keine Trennung mehr droht. O, ſo laßt mich ohne Klage den Lauf beginnen, wandelt getroſt auf dieſem Pilgerpfade fort, der am Eingange in das Vaterland ſich endet. Dort finden wir uns wieder; dort eilt mein Geiſt dem ewigen entgegen, je länger wir getrennt waren, deſto vollkommner, ſeliger werden wir dann vereinigt! und ewig werden wir ſelig ſeyn durch unſern Geiſt, durch unſre

Liebe, durch unſre Tugend!“ — Mit der gröſsten Freudigkeit hatte ſie dieſs geſagt; ich wagte nicht, ſie zu unterbrechen, ſo ſehr ich auch fürchtete, die Anſtrengung des Sprechens mögte ſie ermatten. Kurz darauf ſchlief ſie ruhig den kurzen Schlaf, das Bild des Todes! Einige Tage vor ihrem Tode, als wir bekümmert an ihrem Bette wachten, bemerkten wir daſs ihr Geiſt, während des Schlummers in heftiger Bewegung war; eine himmliſche Freundlichkeit ergoſs ſich zuweilen über ihr ganzes Geſicht; doch vernahmen wir nichts als einzelne Worte, und harrten voll langer Erwartung, bis ſie die Augen aufſchlagen würde. Als ſie endlich erwachte, ſahe ſie uns alle mit frohem Erſtaunen an. Wo bin ich? ſagte ſie, wie eine halb Träumende; ſehe ich ſo gleich euch wieder? ihr einſt im Leben ſo ſehr Geliebten? ihr nie Vergeſsnen? Hat der Genius der Ewigkeit euch ſchon mir wieder zugeführt; ihr Langerſehnten? —

Da erſchracken wir heftig; denn der Arzt hatte uns lange ſchon das Verwirren der Sinne als den Vorboten ihrer nahen Auflöſung angekündigt. Ermuntere dich, liebe Tochter, ſagte der Vater, noch haſt du uns nicht verlaſſen, und du bleibeſt noch lange bey uns, wenn Gott will! „Nein," antwortete ſie freundlich lächelnd, „wohl habe ich nur geträumt; aber ich fühl' es, dieſes Erwachen geht der Wahrheit des Traumes vorher. Verzeihet, daß ich euch erſchrecke, ihr Lieben; aber war es denn nicht Wahrheit, was ich ſah und hörte?" Und als ſie ſich völlig ermuntert hatte, ſagte ſie: „Vielleicht iſt dieß der letzte Traum, ehe ich aus dem Traum dieſes Lebens zur ſchönern, vollkommnern Wirklichkeit erwache. Laßt mich ihn euch erzählen, und empfanget mit demſelben mein Vermächtniß. Was kann der Sterbende den Sterblichen heiligers hinterlaſſen, als Glauben und Hoffnung?" Wenn es dich nur nicht zu ſehr ermüdet,

ſagte der Vater, und auch ich bat ſie, ſich zu ſchonen. „Nein,“ ſagte ſie, „laßt mich immer den nächſten Augenblick benutzen, der hier noch mein iſt.“ Und wir vernahmen:

Allwina's Traum und Vermächtniß.

Als ich eingeſchlummert war, fiel es ſchwer auf mich, wie eine dunkle Ahndung; ich ſahe mich um, aber dunkel wars um mich her. Doch hörte ich Seufzer wie der Geſchiedenen, und nur das Schluchzen der Wehmuth kam in mein Ohr. Und ein Lichtſtrahl, hell und glänzend, von Oſten ſtrahlend, erhellte noch einmal den Schauplatz, auf dem ich gelebt hatte. Aber wie Schatten wandelten die Menſchen vorüber, und umgaben mich ſorglos. Da erblickte ich euch, wie ihr nach mir vergebens die Hände ausſtrecktet, mein Herz füllte die Thräne des Abſchieds.

Da warf der Genius des Lebens einen

gewiß nichts ſündliches hat. Liebe, gute Schweſter, laß uns nicht trauern ohne Hoffnung: Wir ſehn uns wieder! Zwar wird meine irdiſche Hülle bald in Staub zerfallen, und meine leiblichen Augen werden euch nicht wiederſehn! Aber wer kann denn die ſinnlichen Verhältniſſe auf jenes Leben übertragen, wer kann hoffen, daß er ſeine Geliebten einſt eben ſo wiederfinden, ſich ihrer einſt auf dieſelbe Art freuen werde? Du weißt wohl noch, wie wenig mir es gefiel, als der Augenblick des Wiederfindens Wiedererkennens, jüngſt ſo irdiſch dargeſtellt wurde, als würde er auf dieſer Erde gefeyert, die wohl Freuden hat, aber auch Thränen. Daran hängt meine Hoffnung nicht; ich kann nicht ohne die Sinne, welche ich jetzt habe, euch wiederſehn; und bald ſind ſie auf immer aufgelöſt. Aber doch habe ich eine Hoffnung, die mir den Tod zu einem kurzen Abſchiede macht, zu einer Reiſe, auf welcher wir uns

einander einst alle wieder zusammenfinden. Ja diese Art unsrer Verhältnisse wird nie wieder erneuert werden können, aber die Verhältnisse selbst werden erneuert und ewig währen; nicht das sichtbare Band knüpft den Bund unsrer Seelen, sondern das Unsichtbare, unser Geist, unsre Tugend. O wie glücklich bin ich durch diese Hoffnung! Unsre Körper lassen wir hier zurück; aber was trauern wir, da unser unsterblicher Geist fortgeht auf der unendlichen Bahn, auf dem Wege zum Ziele, auf dem wir uns alle wiederfinden? Ich gehe euch voran, unsre Geister werden getrennt, jeder auf seiner Bahn zu höherer Vollkommenheit zu gelangen. Aber einst wird der Vater aller Geister sie wieder zusammenführen, keine grobe Hülle wird sie mehr trennen, die Gemeinschaft ihrer Tugenden wird sie verbinden; und gemeinschaftlich werden wir dann auf der höhern Bahn fortgehen, reiner werden wir uns lieben,

inniger einander verſtehn, durch einander ſeliger ſeyn, je vollommner wir mit einander werden. Dann wird keine Trennung mehr ſeyn; denn das unvergängliche Band der Tugend umſchlingt und vereinigt uns ewig und unſterblich. Siehe, ich weiß, daß ihr Freunde der Tugend ſeyd, darum hoffe ich, daß wir uns wieder finden, daß die vollkommnen Geiſter einander an ihren Geſinnungen wiedererkennen, und dann noch die Verbindung ſegnen werden, in der ſie einſt ſtanden, ſich freuend der ewigen Vereinigung, der kein Grab und keine Trennung mehr droht. O, ſo laßt mich ohne Klage den Lauf beginnen, wandelt getroſt auf dieſem Pilgerpfade fort, der am Eingange in das Vaterland ſich endet. Dort finden wir uns wieder; dort eilt mein Geiſt dem ewigen entgegen, je länger wir getrennt waren, deſto vollkommner, ſeliger werden wir dann vereinigt! und ewig werden wir ſelig ſeyn durch unſern Geiſt, durch unſre

Liebe, durch unſre Tugend!“ — Mit der gröſsten Freudigkeit hatte ſie dieſs geſagt; ich wagte nicht, ſie zu unterbrechen, ſo ſehr ich auch fürchtete, die Anſtrengung des Sprechens mögte ſie ermatten. Kurz darauf ſchlief ſie ruhig den kurzen Schlaf, das Bild des Todes! Einige Tage vor ihrem Tode, als wir bekümmert an ihrem Bette wachten, bemerkten wir daſs ihr Geiſt, während des Schlummers in heftiger Bewegung war; eine himmliſche Freundlichkeit ergoſs ſich zuweilen über ihr ganzes Geſicht; doch vernahmen wir nichts als einzelne Worte, und harrten voll langer Erwartung, bis ſie die Augen aufſchlagen würde. Als ſie endlich erwachte, ſahe ſie uns alle mit frohem Erſtaunen an. Wo bin ich? ſagte ſie, wie eine halb Träumende; ſehe ich ſo gleich euch wieder? ihr einſt im Leben ſo ſehr Geliebten? ihr nie Vergeſsnen? Hat der Genius der Ewigkeit euch ſchon mir wieder zugeführt; ihr Langerſehnten? —

Da erſchracken wir heftig; denn der Arzt hatte uns lange ſchon das Verwirren der Sinne als den Vorboten ihrer nahen Auflöſung angekündigt. Ermuntere dich, liebe Tochter, ſagte der Vater, noch haſt du uns nicht verlaſſen, und du bleibeſt noch lange bey uns, wenn Gott will! „Nein,“ antwortete ſie freundlich lächelnd, „wohl habe ich nur geträumt; aber ich fühl' es, dieſes Erwachen geht der Wahrheit des Traumes vorher. Verzeihet, daß ich euch erſchrecke, ihr Lieben; aber war es denn nicht Wahrheit, was ich ſah und hörte?“ Und als ſie ſich völlig ermuntert hatte, ſagte ſie: „Vielleicht iſt dieß der letzte Traum, ehe ich aus dem Traum dieſes Lebens zur ſchönern, vollkommnern Wirklichkeit erwache. Laßt mich ihn euch erzählen, und empfanget mit demſelben mein Vermächtniß. Was kann der Sterbende den Sterblichen heiligers hinterlaſſen, als Glauben und Hoffnung?“ Wenn es dich nur nicht zu ſehr ermüdet,

ſagte der Vater, und auch ich bat ſie, ſich zu ſchonen. „Nein,“ ſagte ſie, „laßt mich immer den nächſten Augenblick benutzen, der hier noch mein iſt.“ Und wir vernahmen:

Allwina's Traum und Vermächtniß.

Als ich eingeſchlummert war, fiel es ſchwer auf mich, wie eine dunkle Ahndung; ich ſahe mich um, aber dunkel wars um mich her. Doch hörte ich Seufzer wie der Geſchiedenen, und nur das Schluchzen der Wehmuth kam in mein Ohr. Und ein Lichtſtrahl, hell und glänzend, von Oſten ſtrahlend, erhellte noch einmal den Schauplatz, auf dem ich gelebt hatte. Aber wie Schatten wandelten die Menſchen vorüber, und umgaben mich ſorglos. Da erblickte ich euch, wie ihr nach mir vergebens die Hände ausſtrecktet, mein Herz füllte die Thräne des Abſchieds.

Da warf der Genius des Lebens einen

finstern Schleyer um mich, und plötzlich verschwand diese Erde wie ein Traumbild vor meinen Blicken. Und selige Gefühle erhoben mich, leichte Erinnerung, wie nach einem Traume, umgab mich. Ich fühlte mich emporgehoben über die Erde, und je höher ich kam, desto durchsichtiger wurde der Schleyer. Aber als ich so weit hinaufgehoben war, als der Gedanke des Menschen vom Anfang bis an das Ende reicht, da wurde es ganz Licht vor meinem Geiste. Denn der Genius des Lebens hatte den Schleyer ganz hinweggenommen, und das Gefühl dieser irdischen Hülle verließ mich; meines innern Wesens Bewußtseyn durchdrang mich mit der reinsten Klarheit. Und ich sahe den Genius des Lebens hinuntereilen auf die Erde, die wie ein Nebelstern in dunkler Ferne erschien. Aber mich empfing ein andrer Genius in der Lichtgestalt des ewigen Lebens, und ich folgte ihm von Stern zu Stern; der Sterbliche vertrüge

nicht seinen Glanz, denn er war unsterblich. Da durchdrang mich auf einmal ganz das Gefühl der Unsterblichkeit; doch hatte ich das Bewußtseyn dieses Lebens ohne Thränen und Kummer.

„Schwebe höher empor," rufte mir der Genius der Ewigkeit zu, „du bist unsterblich! Was du einst ahndetest, unter den Sterblichen, würst du hier finden; deine Sehnsucht nach dem Vollkommenen wird hier gestillt. Eile fort auf der neuen Laufbahn, der Weg ist lang, aber eine Ewigkeit liegt vor dir."

Und ich fühlte alles Irdische von mir genommen; keine Begierde des Genusses störte mein Bewußtseyn; rein und klar stellte sich mir mein inneres Daseyn dar, und das Ziel und die ewige Bestimmung. Aber auf daß ich auch sagen könnte, was ich in diesem Zeitraume erfuhr! denn mich dünkte es ein Augenblick; nur in der Stärke meines Strebens, nur die innere größere

Freyheit meines Weſens, und in den höhern Stufen, die ich, immer leichter, erglimmte, ahndete ich die Ewigkeit!

Und ich erkannte die Geiſter der Unſterblichen an ihren Tugenden. Aber wie verſchieden erblickte ich dieſe von ihren irdiſchen Geſtalten. Ohne Täuſchung der Neigungen, ohne Selbſtbetrug der Leidenſchaft, mit gänzlicher Freyheit ihres Willens übten die Seligen vollkommene Tugenden, und erfuhren, daß ihre Sehnſucht nach dem Beſſern, Edlern, Vollkommnern kein Traum war.

Da erkannte ich die Geiſter der Lieben, die mit mir auf der Erde einſt gelebt hatten; keine irdiſche Hülle entfernte ſie von einander, und die Einigkeit unſrer Geſinnungen vereinigte uns. Da war es der Geiſt der Schweſter Minora, die mir entgegen eilte. Mit ſeliger Erinnerung begegneten wir uns, wie hier Freunde nach langer Trennung. Edler, vollkommner war

ihr Geist, freyer ihr Wille, stärker ihre Kraft; doch empfand ich keine Scheu vor ihrer Tugend, denn ich fühlte in mir die Kraft und den Willen, zu werden, was sie war, denn ich hatte ja die Ewigkeit vor mir! Und wir eilten vereinigt von Stufe zu Stufe; ein ganzes Menschenleben war uns ein Augenblick. Die Seligkeit, welche wir beyde empfanden, ist unaussprechlich, denn sie ist das Eigenthum der Ewigkeit. Und wir sahen, je weiter wir drangen, den Traum dieses Lebens heller und deutlicher; und alles ward aufgelöst, was hier verworren war. Auch die heiligste Hoffnung des Menschen blieb nicht unerfüllt; sondern wir erfuhren es durch die That, daß das Trachten des Menschen nicht umsonst ist, wenn es ihm Ernst ist; daß ein unendliches Daseyn ihm Erfüllung seines Strebens, seiner Sehnsucht gewährt. Die Ahndung des Vollkommnen war hier in den Geistern aller zur Wirklichkeit

geworden, keiner verzweifelte mehr an der Tugend; und in der größten Harmonie, in der reinsten, ungestörtesten Ausübung ihrer Kräfte und Tugenden, genossen sie die Seligkeit, nach der sie sich einst sehnten.

Ach dachte ich oft, daß die auf Erden wandeln eine Botschaft von hier empfingen; sie, die so viel hoffen und so wenig erwarten. Denn — drüben, über den Urnen, wie ist es ganz anders, als wir dachten. Aber mein Geist tadelte mich wegen jenes Wunsches; und ich erkannte es: daß der Mensch selbst Schuld ist, wenn ihn bange Furcht vor der Zukunft hin und her treibt. Denn der ewige, heilige Geist hat ihm ein Streben nach dem Unendlichen eingepflanzt, damit er nicht gesättigt werde von dem Irdischen. Aber die Ewigkeit ist sein, und sie gewährt ihm Ziel und Vollendung.

Da lernte ich erkennen, wie thörigt der Mensch seine Begebenheiten nach seiner

Begierde berechnet, und wie ſt
murrt gegen ſein Schickſal. Den
wurde allen das Räthſel des irdiſchen L
gelöſt, und alles Dunkel verſchwand vor
den Strahlen des ewigen Lebens. Jeder
erkannte, wie ich, daß es ihm gut war,
was ihn einſt böſe dünkte, und er erfuhr
die ſeligen Folgen jeder ſtandhaft genützten
Prüfung und jeder weiſe entbehrten Freude.
Jeder erblickte den Zuſammenhang ſeiner
Schickſale, die er einſt nur einzeln ſah; er
erfuhr die herrlichſte Uebereinſtimmung, und
erkannte es mit innigem Danke, daß alles
Weg zum Ziele geweſen war.

Und die, welche wir einſt für böſe hiel-
ten, waren abgeſondert von den Vollkomm-
nern. Sie mußten die Laufbahn erſt an-
treten, die andre ſchon hinter ſich ſahen,
und alle Kräfte aufbieten, das verſäumte
nachzuholen. Dennoch ſahen wir an ihrem
Beyſpiele, daß die verſäumte Zeit der
Sterblichkeit, unerſetzlicher, ewiger Verluſt

ist für die Ewigkeit. Aber das Treiben und Steigen der Bessern feuerte sie an, und die Tugenden der Vollkommnern waren ihnen ermunterndes Beyspiel; doch konnten sie nicht auf einer Bahn gehn, denn sie hatten sich selbst erniedrigt durch Laster; und es kostete sie mehr als ein Menschenleben, um sich wieder zu erheben. Aber alle genasen von dem irdischen Leben in dem höhern, reinern, festern Streben nach dem Guten.

Auch der höchste Gedanke des Menschen wurde That und Wahrheit. Der Ewige, den kein sterbliches Auge sieht, erschien den Unsterblichen. Und mit jeder neuerrungenen Kraft, auf jeder höhern Stufe der Vollkommenheit waren sie ihm näher durch ihre Gesinnung. Da war kein Zwiespalt des Glaubens; da war der Glaube That; und höhere Vollkommenheit gab höhere Gewißheit. Wir wurden Gottes immer mehr inne, je reiner unser Streben

ward; und die Geister derer, die einst weise hießen, und derer, welche einst mit Einfalt ihres Herzens Gott fürchteten, vereinigten sich zu der einzigen Ueberzeugung von dem Unendlichen, Ewigen, Heiligen, und sie bekannten es durch die That und Wahrheit: es ist ein Gott!

Aber plötzlich war ein Kreislauf der Geister geendigt, er dünkte uns allen wie ein Wechsel des Jahres auf der Erde.

Da wurde der Stern, den wir einst bewohnten, heller, und wir sahen den Genius des Lebens schweben über dem ehemaligen Schauplatze unsers Daseyns. Und er führte herauf die Seelen der Zurückgebliebenen und übergab sie dem Genius der Ewigkeit. Und das ganze Geschlecht der Menschen stand am Ziele um hinüber zu schreiten auf eine neue Sphäre des vollkommnern Daseyns.

Siehe, da kamt auch ihr mir entgegen, und mit himmlischer Freude der Seli-

gen erkannten ſich unſre Geiſter. Unſre Trennung kam uns vor, wie ein Traum, aber unnennbar war die Seligkeit der Wiedervereinigung. Nun werden wir nie getrennt und lieben uns ewig! dieß war unſer einziges Gefühl, und ſelbſt die Ewigkeit dünkte uns ein Augenblick für unſre Seligkeit.

Und der Genius des Lebens rufte laut, daß es durch alle Welten tönte: Tugend und Glaube! Und alle Geiſter antworteten: Ziel und Vollendung! —

Und als Clementine ihre Erzählung geendigt hatte, erhoben ſich unſre Herzen über die Erde zu dem innigſten Gefühl unſers beſſern, ewigen Daſeyns. Schweigend trennten wir uns, und wir hatten kein andres Bewußtſeyn, als:

Tugend und Glauben!

Aber dann ſprach eine Stimme aus der Ewigkeit in unſerm Innerſten:

Am Ziele finden wir uns wieder!

Beylage
über
Wiſſen und Glauben.

1.

Derjenige Philoſoph hat unſtreitig das ganze Feld des menſchlichen Geiſtes mit wenig Worten umfaßt, der die Neugierde aller Speculation auf die wenigen Fragen einſchränkte; was kann ich wiſſen? was ſoll ich thun? was darf ich hoffen? Allein die Antwort auf jene Fragen iſt das Schwerſte, wozu wir gelangen können. Und doch müſſen ſie gelöſt werden.

2.

Aber mit zwey Dingen brüſten ſich die meiſten Menſchen gegen einander; und nicht

genug, ſie erheben ſich einer über den andern. Dieſer zeigt jenem ſein Wiſſen; jener dieſem den Glauben vor. Ich weiß, was ich glaube, ſagt der eine; ich glaube, was ich nicht weiß, erwiedert der andre. In dieſem Widerſpruche liegt der Grund zu allen Mißverſtändniſſen der Vernunft, zu allen Anfeindungen und Verfolgungen, zu allem Unglauben und Aberglauben.

3.

Würde man dem gemeinen Verſtande und dem Sprachgebrauche folgen, ſo wäre wohl ein Mißverſtändniß unmöglich. Denn jene ſcheiden Wiſſen und Glauben genau von einander und weiſen jedem ſein eignes Gebiet an. Ich glaube einen Gott, ſagt der Sprachgebrauch; aber er ſagt auch: ich weiß, daß ich tugendhaft ſeyn ſoll. Aber welches iſt die Gränze zwiſchen beyden?

4.

Etwas gemeinsames haben beyde. Beyde drücken eine Art von Ueberzeugung, ein Fürwahrhalten aus. Nun bezieht sich jede Ueberzeugung auf Etwas, auf einen bestimmten Gegenstand, und besteht überhaupt in dem Bewußtseyn von der Wirklichkeit (Wahrheit) einer Vorstellung. Hierin kommt also Wissen und Glaube überein.

5.

Wirklichkeit oder Wahrheit der Vorstellung beruht auf der Uebereinstimmung derselben mit dem Gedachten, d. i. mit ihrem Gegenstande. Wir können daher die Ueberzeugung auch so bestimmen: sie sey das Bewußtseyn von der Uebereinstimmung der Vorstellung mit ihrem Gegenstande.

6.

Nun ist es aber Thatsache des Be-

wußtſeyns, daß wir Etwas außer uns wahrnehmen und es von uns ſelbſt ſo genau unterſcheiden, daß wir in jedem Augenblicke des Selbſtbewußtſeyns unſerm eignen Seyn das fremde, äußere Daſeyn, entgegenſetzen. In wie fern wir es im Bewußtſeyn entgegenſetzen, wird es Gegenſtand unſrer Vorſtellungen. Alle Ueberzeugung von der Wahrheit unſrer Vorſtellungen beruht alſo auf dem Bewußtſeyn des Entgegengeſetzten, und ſie iſt in dem Grade gewiß, in welchem uns die Uebereinſtimmung der Vorſtellung ſelbſt mit dem Gegenſtande gewiß iſt.

7.

Je gewiſſer daher jenes Bewußtſeyn, deſto ſicherer iſt die Gewißheit, deſto gewiſſer die Ueberzeugung. Allein jede Vorſtellung von einem Gegenſtande drückt eine Beziehung aus; das Subject iſt das Beziehende, der Gegenſtand ſelbſt das Bezogene. Mithin muß die Ueberzeugung auf dem Be-

wußtseyn von der Modalität der Beziehung beruhen.

8.

Nun ist aber von jeder Beziehung des Bewußtseyns nur eine dreyfache Modalität möglich; denn sie wird entweder als bloß möglich, oder als wirklich, oder als nothwendig wahrgenommen. Alle Ueberzeugung besteht daher in dem Bewußtseyn, entweder der möglichen, oder der wirklichen, oder der nothwendigen Uebereinstimmung der Vorstellung mit dem Gegenstande.

9.

Der niedrigste Grad des Fürwahrhaltens findet dann Statt, wenn im Bewußtseyn die geschehene Beziehung der Vorstellung auf einen Gegenstand blos als möglich vorhanden ist; der zweyte, wenn sie als wirklich, der höchste, wenn sie als nothwendig erscheint. Von dem erstern ist hier nicht die Rede.

10.

Aber das Bewußtſeyn der Wirklichkeit gründet ſich auf die Erkenntniß, d. h. es muß in dieſem Falle wirklich wahrgenommen werden, daß eine Beziehung auf den Gegenſtand in der That geſchehn ſey.

11.

Daſeyn iſt nichts anders, als Vorhanden ſeyn außer dem Gedachtſeyn, außer der Vorſtellung Etwas ſeyn. Ueberzeugung von einem wirklichen Daſeyn beruht alſo auf dem Bewußtſeyn, daß Etwas außer der Vorſtellung vorhanden ſey, oder daß eine Beziehung auf einen außer dem Bewußtſeyn vorhandenen Gegenſtand bezogen ſey.

12.

Daher iſt von dem Daſeyn eines Gegenſtandes nur in ſo fern eine Ueberzeugung möglich, in wie fern der Gegenſtand ſelbſt erkannt worden iſt; und der Begriff

von der Wirklichkeit (objectiver Wahrheit) unſrer Vorſtellungen, liegt in dem Begriff der wirklichen Erkenntniß.

13.

Fürwahrhalten, in wie fern es ſich auf das Wirkliche (10) bezieht, iſt folglich nur da möglich, wo wirkliche Erkenntniß Statt findet.

14.

Nothwendig iſt, deſſen Nichtſeyn das Selbſtbewußtſeyn aufhebt, d. h. ihm widerſtreitet. Der höchſte Grad von Ueberzeugung findet alſo dann Statt, wenn das Gegentheil der Vorſtellung dem Selbſtbewußtſeyn widerſtreitet.

15.

Nun iſt das Selbſtbewußtſeyn eine unmittelbare Thatſache; und alles, was mit demſelben nothwendig gegeben iſt, iſt nothwendig. Das Bewußtſeyn der Nothwen-

digkeit beruht daher auf der Thatsache des Selbstbewußtseyns.

16.

Allein das Selbstbewußtseyn ist nichts anders, als das Bewußtseyn einer absoluten Kraft, und es erscheint mithin als Thathandlung. Bloß dadurch ist das Bewußtseyn des Subjects möglich; das Erzeugte, die Sache, ist bloßes Object.

17.

Was sich also auf das Selbstbewußtseyn gründet, ist unmittelbar gewiß, denn es entspringt aus dem Bewußtseyn des eignen Seyns; es ist aber auch nothwendig gewiß, denn ohne dasselbe würde das Selbstbewußtseyn aufgehoben (14). Folglich entspringt unmittelbare, nothwendige Gewißheit aus der absoluten Kraft (der Freyheit) dem Subjecte (Substrate) des Selbstbewußtseyns.

18.

Die Erkenntniß ist durchaus bloß mittelbar, in wie fern sie sich auf einen Gegenstand außer dem Bewußtseyn bezieht; denn sie ist ein bloßes Bezogenseyn. Alles Wirkliche ist daher bloß mittelbar gewiß; allein das Nothwendige ist unmittelbar, aus dem Selbstbewußtseyn erzeugt, und beruht daher nicht auf Erkenntniß.

19.

Alle Erkennntniß eines Gegenstandes, außer dem Bewußtseyn, beruht auf Erfahrung, denn Erfahrung ist Wahrnehmung nach Außen. Das Wirkliche liegt daher in dem Gebiete der Erfahrung, aber es liegt, in wie fern es vorgestellt wird, im Menschen, d. i. im Selbstbewußtseyn.

20.

Die Ueberzeugung von der Wirklichkeit eines Gegenstandes beruht also ganz

auf Erfahrung, auf Erkenntniß. Allein die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines Gegenstandes außer dem Bewußtseyn, beruht nicht auf Erfahrung, d. h. nicht auf der Erkenntniß des Gegenstandes, denn es wird nichts nothwendiges erkannt, als das, was in uns durch das Selbstbewußtseyn gegeben ist.

21.

Jene Ueberzeugung nenne ich Wissen; diese Glauben. Nur wirkliche Gegenstände der Erkenntniß (der Erfahrung außer mir) sind also Gegenstände des Wissens. Aber der Glaube bezieht sich auf das nicht erkennbare, aber nothwendige und unmittelbar gewisse.

22.

Also bleibt der Mensch, dem es nur darum zu thun ist, was da ist, bloß bey der Erfahrung stehen; denn alles Daseyn

ist empirisch, und alles Wissen (in wie fern es sich auf ein äußeres Daseyn bezieht) ist Erfahrung.

23.

Auch das eigne Seyn ist, als Gegenstand des Wissens, nothwendig der Grund aller Erfahrung durch das Bewußtseyn. Allein es ist nicht bloß Gegenstand des Wissens, es ist das Princip alles Wissens, und kündigt sich im Bewußtseyn als das Substrat desselben an, nicht empirisch, sondern vor aller Erfahrung.

24.

Das Selbstbewußtseyn ist das Bewußtseyn eines eignen Seyns; und folglich dem äußern Daseyn geradezu entgegengesetzt. In dem absoluten Entgegensetzen des eignen Seyns gegen das fremde Daseyn beruht das absolute Selbstbewußtseyn. Denn das eigne Seyn kann nicht bloß das Entgegengesetzte (als Gegen-

ſtand) es muß das Entgegenſetzende ſelbſt (das Subſtrat) ſeyn.

25.

Alles Wiſſen bezieht ſich auf das Entgegengeſetzte, als Gegenſtand der Erfahrung. Das abſolute Selbſtbewußtſeyn iſt daher der Grund und Quell alles Glaubens. Daher auch nur der über ſein wahres Weſen aufgeklärte Menſch im wahren Glauben wandelt.

26.

Das Entgegengeſetzte iſt, als ſolches, das Nothwendige, d. h. in wie fern es ſchlechthin dem eignen Seyn entgegengeſetzt iſt, es iſt nothwendige Thatſache des Bewußtſeyns. Daher iſt das Daſeyn der Außenwelt nothwendig, als das Entgegengeſetzte; denn das eigne Seyn kann nicht wahrgenommen werden, ohne das ihm entgegengeſetzte Daſeyn.

27.

Aber das eigne Seyn ist absolute Kraft; denn es kündigt sich im Bewußtseyn an als handelnd (sich selbst setzend) folglich ist das Selbstbewußtseyn das Bewußtseyn einer absoluten Kraft (16) und Freyheit. Aller Glaube entspringt daher aus dem Selbstbewußtseyn, als dem Bewußtseyn der Freyheit.

28.

Also führt die Frage: was kann ich wissen? nicht zu dem Glauben; denn hier ist durchaus nichts als Erfahrung; aber die Frage; was soll ich thun? führt schlechterdings zu dem Glauben.

29.

Denn die Freyheit geht hinaus über alle Erfahrung; denn sie ist unendlich;

d. h. ihr Ideal ist nicht Gegenstand der Erfahrung, sonst wäre es fremdes Daseyn; es soll aber das eigne Product der Freyheit seyn: ihr Ziel ist auf keine Zeit eingeschränkt, denn ihre Kraft kann kein Ende haben.

30.

Beydes ist also eigentlich Gegenstand des Glaubens. Ich weiß, was ich thun soll; aber daß ich es werde thun können, glaube ich; das Ziel ist mir gewiß, obgleich ich es nicht erkenne; denn es ist nothwendig. Tugend, höchstes Gut, ewige Harmonie im Guten ist alles eins im Glauben.

31.

Also bloß dadurch, daß der Mensch seiner Freyheit folgt, erhebt er sich über die Erfahrung, über die Gegenwart mit

ihren unvollkommnen Gestalten zu dem Glauben an das unendliche, vollkommne Seyn der vollkommnen Freyheit. Und indem er den unendlichen Trieb seiner Freyheit und die unendliche Forderung des Gesetzes gewahr wird, wird er seines ewigen Seyns gewiß. Aber durch das Wissen kommt der Mensch über die Gränzen der Erfahrung nicht hinaus; nur sein guter Sinn, seine thätige Kraft erhebt ihn zu dem Glauben an den allein Vollkommnen, und an eine ewige Fortdauer seiner Kraft und Freyheit.

32.

Ist also der Glaube im Widerspruche mit dem Wissen? Durchaus nicht. Jedes hat ein ganz eignes Gebiet. Bloß durch den verkehrten Sinn des über sein Wesen nicht aufgeklärten Menschen, entsteht ein Streit zwischen beyden. Aber der Geist

des Menschen, der ihn zu dem Unsichtbaren hintreibt, lebt im Glauben; ihm ist es gewisse Wahrheit: Alles Wissen ist Stückwerk, aber der Glaube giebt Ziel und Vollendung.

Ueber

Tod, Vorsehung, Unsterblichkeit, Wiedersehen, Geduld.

Von

Johann August Donndorff,

dirigirendem Bürgermeister zu Quedlinburg, Inspector des Fürstl. Gymnasiums daselbst, der Königl. Preuſs. Acad. der Wissensch. zu Erfurt, der Herzogl. deutsch. Gesellsch. zu Helmstädt, der naturf. Gesellsch. zu Halle, der mineralog. Gesellsch. zu Jena, Mitglied, der Königl. Societät der Wissensch. zu Göttingen, Correspondenten.

Omnes una manet nox,
Et calcanda semel via leti.

Horat.

Quedlinburg, 1806.

In Comm. bey Friedrich Joseph Ernst.

Was erschreckst du denn so, Tod, des Beladenen Schlaf?
O bewölke den Genuſs himmlischer Freude nicht mehr!
Ich sink' in den Staub, Gottes Saat! was schreckst
Den Unsterblichen du, täuschender Tod?

Mit hinab, o mein Leib, denn zur Verwesung!
In ihr Thal sanken hinab die Gefallnen
Vom Beginn her! mit hinab, o mein Staub
Zur Heerschaar, die entschlief.

Klopstock.

Vorerinnerung.

Allen meinen Mitbürgern ist das schwere Leiden bekannt, welches ich nach dem Willen des Regierers der Schicksale, des Herrn über Leben und Tod, kürzlich dadurch habe erfahren müſsen, daſs mir mein einziger geliebter hoffnungsvoller Sohn, Johann August Donndorff, in

 der

der Blüthe seiner Jahre, nachdem er kaum das siebenzehnte Jahr seines Alters angetreten hatte, nach einer kurzen Krankheit, unerwartet durch den Tod entrissen worden. Jedermann weiss, wie tief ich durch dies Leiden gebeugt, wie sehr mein kleiner Hausstand dadurch zerrüttet, und in welche kummervolle Lage ich dadurch versetzt worden bin. Die allgemeine Theilnahme meiner Mitbürger an meinem Schicksale, besonders mehrerer, meiner verehrungswürdigen Freunde, die vorzüglich in den ersten Zeiten meiner traurigen Gemüthsverfassung, mich auf alle Art aufzurichten bemüht waren; — der gute Ruf, mit welchem mein nun verewigter Sohn seine kurze irdische Laufbahn geendiget hat; — das vortheilhafte Zeugniss, welches in Ansehung

sei-

seines Betragens so wol, als seines unermüdeten Fleifses, und seiner eben dadurch bereits erlangten Kenntnifse, ihm von seinen würdigen Lehrern nicht nur bey seinen Lebzeiten, sondern auch nach seinem Tode gegeben worden, — alles dieses hat zwar vieles zur Erleichterung meines Leidens beygetragen, hat mir in gewifsen Stunden, meinen Zustand erträglicher gemacht; — aber es wäre doch zu meiner eigentlichen völligen Beruhigung alles unzureichend gewesen, wenn nicht Religion, und innere feste Ueberzeugung von Vorsehung und Unsterblichkeit mich unterstützt hätten. Das Bewufstseyn, dafs mein vollendeter Sohn durch Streben nach Wahrheit und Weisheit seinen Verstand zu bilden eifrigst bemüht, er in Ansehung seiner Sittlichkeit

und Güte des Herzens gewifs nicht vernachläfsigt gewesen, und dafs er durch anhaltenden Fleifs schon in seinen Jünglingsjahren einen nicht geringen Vorrath von Kenntnifsen sich gesammelt haben möge, durch deren weitere Vervollkommung er dem Staate auf die eine oder die andere Art dereinst hätte nützlich werden können; würde an und für sich mich nicht beruhiget haben; — vielmehr mufste es meinen Schmerz noch bedeutend vermehren, dafs es mit allen diesen Kenntnifsen nun dahin sey; dafs alle Mühe vergeblich angewendet worden; und ich, wenn mir Gott das Leben fristen sollte, in meinen ältern Tagen eine unersetzliche Stütze an ihm verlohren hätte. — — Aber der Gedanke, die Ueberzeugung, dafs unsre Schicksale unter einer höhern

Di-

Direction stehen; dafs ohne Fügung und Willen eines höhern Wesens kein Leiden uns treffen könne; dafs jedes Leiden, auch das schwerste, welches uns widerfährt, doch auf irgend eine Art, wenn es dem menschlichen Verstande auch noch so verborgen seyn sollte, zu unsrem Besten abzwecken, oder damit in Verbindung stehen müfse; dafs die Hand der Vorsehung, die mich bis hieher geleitet hat, auch bey diesem schweren drückenden Leiden mich aufrecht erhalten werde; dafs es, schon nach den Begriffen, den sich die Vernunft von einem höhern Wesen macht, und machen mufs, aufser diesem Leben noch ein andres gebe, und geben müfse, wozu das gegenwärtige nur die Vorbereitung seyn könne dafs keine der hier erstrebten, und erlang-

d. h. ihr Ideal ist nicht Gegenstand der Erfahrung, sonst wäre es fremdes Daseyn; es soll aber das eigne Product der Freyheit seyn: ihr Ziel ist auf keine Zeit eingeschränkt, denn ihre Kraft kann kein Ende haben.

30.

Beydes ist also eigentlich Gegenstand des Glaubens. Ich weiß, was ich thun soll; aber daß ich es werde thun können, glaube ich; das Ziel ist mir gewiß, obgleich ich es nicht erkenne; denn es ist nothwendig. Tugend, höchstes Gut, ewige Harmonie im Guten ist alles eins im Glauben.

31.

Also bloß dadurch, daß der Mensch seiner Freyheit folgt, erhebt er sich über die Erfahrung, über die Gegenwart mit

ihren unvollkommnen Gestalten zu dem Glauben an das unendliche, vollkommne Seyn der vollkommnen Freyheit. Und indem er den unendlichen Trieb seiner Freyheit und die unendliche Forderung des Gesetzes gewahr wird, wird er seines ewigen Seyns gewiß. Aber durch das Wissen kommt der Mensch über die Gränzen der Erfahrung nicht hinaus; nur sein guter Sinn, seine thätige Kraft erhebt ihn zu dem Glauben an den allein Vollkommnen, und an eine ewige Fortdauer seiner Kraft und Freyheit.

32.

Ist also der Glaube im Widerspruche mit dem Wissen? Durchaus nicht. Jedes hat ein ganz eignes Gebiet. Bloß durch den verkehrten Sinn des über sein Wesen nicht aufgeklärten Menschen, entsteht ein Streit zwischen beyden. Aber der Geist

liefs ich es nicht blos beym Lesen bewenden, sondern es war mir auch eine sehr unterhaltende Beschäftigung, dafs ich dabey mehrere einzelne Gedanken, und Gemeinstellen, vorzüglich solche extrahirte, die entweder shon an und für sich, gegenwärtig für mich das meiste Interesse hatten, oder mit diesen in Verbindung standen, oder sonst eine näher oder entfernter darauf Beziehung habende Wahrheit enthielten; und so entstanden einige Bogen, deren Inhalt dem Bedürfnifs meiner dermaligen Lage ganz eigentlich angemefsen, für mich beruhigend und unterhaltend geworden war.

Der Gedanke, dafs das, was mir unter gewifsen Umständen lehrreich und nützlich gewe-

gewesen, auch wol manchem andern unter solchen, oder ähnlichen Umständen nützlich werden könnte, veranlafste mich zu dem Entschlufs, diese Bogen, nachdem ich die darinn gesammelten Wahrheiten und einzelnen Stellen, ihrem Inhalte und Zusammenhange nach, möglichst geordnet, und solche nachher selbst hin und wieder noch mit einigen Zusätzen vermehrt hatte, in derselben aphorismischen Form durch den Druck gemeinnüzig machen zu wollen. Dies ist die Geschichte der Entstehung dieser Blätter, die ich hiemit vorzüglich meinem theilnehmenden vaterländischen Publico, insonderheit aber denen übergebe, denen die Hand des Schicksals, eine der meinigen gleiche, oder derselben ähnliche Prüfung auferlegen, und denen, in Ermangelung anderer Schrif-

ten

ten, etwas in gedrängter Kürze über diese Gegenstände zu lesen, wünschenswerth seyn mögte. Aus diesem alleinigen Gesichtspuncte betrachtet, hoffe ich ohne die mindeste Anmaſsung, daſs mein Unternehmen, bey allen Unvollkommenheiten und Mängeln, die ihm in Ansehung der Ausführung ankleben mögten, und wovon die Schuld einzig und allein auf mich zurück fallen würde, vor dem Richterstuhle einer billigen Kritik bestehen, am wenigsten aber lieblos und mit Bitterkeit werde getadelt werden.

Anhangsweise, habe ich noch ein Gedicht beygefügt, das einen sehr würdigen und trefflichen Mann zum Verfaſser hat. Ich hoffe und glaube, daſs man auch dies nicht

nicht mifsbilligen werde. Gedichte von der Art verlieren sich gewöhnlich nach einiger Zeit aus dem Publico, aber es dürfte ja wol von meiner Seite der Wunsch in mehr als Einer Hinsicht sehr verzeihlich seyn, das dies, meinem verewigten Sohne von seinen hinterbliebenen Freunden dargebrachte letzte Opfer der Liebe, dies mir sehr schätzbare Denkmal zärtlicher Theilnahme und Freundschaft erhalten werden möge.

Uebrigens würde es mir gewifs keine geringe Freude und Belohnung seyn, wenn meine gutgemeinte Absicht, durch den Druck dieser Blätter, mehrern, besonders

solchen, die mit mir gleiches oder ähnliches Schicksal gehabt haben, oder noch haben mögten, auch nur in Etwas nützlich zu werden, wirklich erreicht werden sollte.

Quedlinburg im Junius 1806.

J. A. Donndorff.

Der

Der Tod eines jungen hoffnungsvollen Mannes, in seinen blühendsten Jahren, wie er schnell und unvermuthet aus den Armen der Seinigen gerissen wird, ist ein eindrückender Lehrer der Wahrheit, „dass unsres Bleibens hier nicht sey, und dass es mit allem, was uns gegen den Tod schützen sollte, Jugend, Vorzügen, Hoffnungen, Wünschen, Erwartungen, *nichts sey.*“

2. Es ist nicht jedes Leben an jedem Todten gleichgültig. Ein gutes Herz wird überall, auch selbst dann noch mit der letzten ganzen Gewalt empfunden, wenns nun durch die kalte Hand des Todes von allem was ihm ähnlich und verwandt war, herzblutend losgetrennt wird. Ueberhaupt kann uns kein süsseres Andenken überleben, als die Erinnerung theilnehmender menschenfreundlicher Gesinnungen, einer edlen Leutseligkeit, eines die Wahrheit mitfühlenden, brüderlichen Characters.

3. Wir müſsen alle den groſsen Ocean hinüber schiffen, den wir hier im Leben blos durch den Sturm eines Schauders zu kennen scheinen, der uns ergreift, wenn wir daran gedenken. Der Mensch weiſs nicht wann sein letzter, oder vorletzter Morgen anbricht, weiſs nicht, wie nahe er am Grabe und der Ewigkeit wandelt, weiſs nicht einmal, was Tod und Ewigkeit sey. Eine höhere Macht, der er nicht widerstehen kann, ist es, die ihn hinweg nimmt, und er weiſs nicht, wann? wie? oder wohin?

4. In der ganzen Ordnung der Natur Gottes ist nichts zu hart und gewaltsam, nichts zu wenig und zu karg versagt, aber auch nichts zu viel und verschwendet. Alles ist nach Schwachheiten und Bedürfnissen eingerichtet, und gewisse Lücken, Entbehrungen und Versagungen, sind eben so gut Wohlthaten, als die Geschenke selbst.

5. Im ganzen groſsen Reiche der Natur hat auch kein Thier einen Trieb, eine Kraft, ein Werkzeug weniger aber auch keins mehr, als es gebraucht. Dies muſs den Menschen

schon

schon von selbst auf die Vermuthung leiten, dafs auch ihm, diese und jene mehrere Erkänntnifs, die ihm versagt ist, wirklich entweder unmöglich, oder unnütz, oder schädlich, kurz seiner Natur zuwider seyn müfse, weil ihm jedes, was ihm gegeben ist, bis auf Schwachheiten, bis auf Bedürfnifse, so angemefsen, so nothwendig, so unentbehrlich ist, dafs er ohne dies nicht seyn kann.

6. Die Kenntnifs einer Zukunft, also auch die Voraussicht über Tod und Leben, könnte dem Menschen zu nichts helfen, wo die Zukunft doch nicht in seiner Macht wäre, wo er also die Kenntnifs nicht brauchen könnte, wo sie also wirklich ihm nur zur Verwirrung, zur Beunruhigung, zur Qual seyn müfste. — Glücklich also, dafs sie ihm versagt ist.

7. Da der Mensch nicht Macht hat, dem Tode zu entkommen, warum soll er ihn sehen? Die Vorsehung hat ihn also verborgen. Sie hat selbst den Moder des Grabes mit Blumen bestreuet, wir sehens nicht, bis wir hineinsinken, und wenn wir hineingesunken sind, sehen wirs noch weniger,

8. Der Mensch hat eben so sehr Ursach, Gott dafür zu preisen, was er ihm versagt, als für das, was er ihm gegeben hat, für jede mitgetheilte so wol, als für jede versagte Kenntnifs.

9. Ich, der ich nicht weifs, wie ich hieher gekommen bin, sollte ich es wifsen können, wie, wann, wohin ich gehen müfse? Ich der ich nicht weifs, wie meine Seele in meinen Nervensaft, in meinen Körper wirkt, den Augenblick, da ich sie wirkend fühle; ich sollte es einsehen können, wann sie zu wirken aufhören müfse? Ich, der ich nicht befragt wurde, unter welchen Umständen, zu welchen Zwecken, in welche Lage ich hieher kam, ich kann und darfs auch nicht wifsen, warum ich abgerufen werde, wohin ich wandere. Der mich in die Welt brachte, mufs mich auch wieder hinausführen. —

10. Es ist ein Irrthum, dafs der Mensch allgemein betrachtet, auf ein höheres Alter, auf siebenzig, und achtzige rechnen dürfe. Das menschliche Geschlecht ist ein grofses Heer,

Heer, wovon einzelne Theile und Schaaren auch einzeln, in allen Jahreszeiten und Lebensaltern aufbrechen. Heere sterben als Kinder, als Jünglinge, als Männer, und das sind eben so gut so ganze und erreichte Zwecke Gottes in der Welt, als was uns nur immer also vorkommen möge.

11. Das ganze Menschengeschlecht ist eine grofse Schaar von Arbeitern, jeder zu seiner Stunde gerufen und abgerufen, jeder in seinem Tagewerk, mit seinen Kräften, und seiner Sichel. Dieser mit grofsen Leidenschaften, die aber bald seine Lebenslampe verzehren; jener zu einem längern Daseyn bestimmt, aber mit einer langsam brennenden, oder gar düstern Flamme. Dieser ein milder Sonnenstrahl; jener ein vorübergehender Blitz in der Nacht; dieser als Abzug, jener als Summe in die Rechnung gebracht; aber alle in Gottes Rechnung. Er braucht abgefallene Blüthen, früh abgerufene Kinderseelen, reifende Jugendleben, Leben in der schönsten Blüthe und Hoffnung. — Denn er hat sie alle mit Weisheit, Verhalt, Proportion und Regelmaafsen verordnet.

12. Das

12. Das ganze Menschengeschlecht ist ein grofses Gemälde aller Grade von Licht und Schatten, und eben durch diese Grade wird die schönste Haltung des Ganzen.

13. Welch ein Unglück würde es für den unvollkommenen, nie etwas vollendenden Menschen seyn, wenn ein Schicksal ihm seine Bestimmung, sein Verhältnifs offenbarte! Die Zukunft verbitterte die Gegenwart, Der künftige Tod das gegenwärtige Leben, die bevorstehende Trennung den gegenwärtigen Genufs der Freude, der Freundschaft und Liebe; der Mensch hätte die vorwifsende Weisheit, oder vielmehr den Vorwitz eines Engels, bey den schwachen Bedürfnifsen eines Menschen; und aus dem froh irrenden, sorglos unwifsenden Menschen, würde ein trauriger Grübler der Zukunft.

14. Mensch, jetzt da du ein Mensch seyn, unvollkommene Wünsche haben, und unvollendete Absichten vor dir hertreiben sollst, bist du zu deinem Glück in deiner Vorsicht begränzt, und unvollkommen, und

so

so täutscht dich die Hoffnung bis an den Rand deines Grabes.

15. Der schwache Mensch hat nur unter dem gegenwärtigen Augenblicke zu leiden. Das Vergangene bringt bald die Zeit, mit ihrem rauschenden Tranke ihm aus der Seele. Die Zukunft sieht er nicht, täuscht sich damit, mahlt sie sich, wie er will. Er geht also, so lange er geht, an der Hand Gottes durch die Welt; und wenn er nicht mehr gehen kann, wenn er dahinsinkt, — sich selbst nicht leiten kann; — o! dann ist er um so gewisser an der Hand Gottes. Der hats eben so geordnet, dafs sich die Kräfte verdunkeln müfsen, um zu zeigen, dafs der Mensch nun in seiner Macht sey.

16. Welche Stöhrung, welche Verwirrung im Plane des menschlichen Daseyns, wenn nicht die Vorsehung dem Menschen die Aussicht übers Grab in jene Welt hinüber, so abgekürzt, und verdunkelt hätte! Die Entdeckung eines Mehrern würde, wenn sie auch möglich wäre, uns gewifs nicht nutzbar

bar sondern schädlich seyn. Gott hat sie uns also entzogen.

17. Welche Forderuug ists, Augen für die dunkeln Fernen der Ewigkeit haben zu wollen, da wir sie kaum für die nahe liegende Zeit scharf genug haben! Wir, denen das enge Reich Gottes, das vor uns liegt, zu grofs, zu unendlich ist wie sollten wir von einem Reiche Begriffe haben können, dafs von diesem so unendlich verschieden seyn mufs!

18. Sobald ein Mensch stirbt, hört sein Schauspiel für uns auf. Sein Geist, der Funke, der ihn zum empfindenden Menschen machte, ist weg. Selbst das Bild des Menschen schwindet in kurzem vom blafsen Angesichte. Er verweset; er will zur Erde; er will vom Anblick weg in eine dunkle Ruhestätte. Und hat er die gefunden, o! da ist er gleichsam heilig! Keine Klage und kein Lob, und keine Nachforschung soll ihn mehr stören. Er liegt und ist des Herrn. Kein Schatten, keine Erscheinung. —

19. Wenn ein anderes vernünftiges Wesen einen menschlichen Leichnam fände, und den ganzen Wunderbau desselben, auch

nur

nur von aufsen, ohne Wirksamkeit betrachtete, so würde es schon schliefsen müfsen, der Leichnam müfse zu Absichten da gewesen, diese so verschiedene vielfache, und vielfach zusammen geordnete Bildung, könne nicht umsonst so zusammen gekommen, dieser Wunderbau müfse eine Maschine eines andern verständigen Wesens gewesen seyn, das sie so, und nicht anders, wozu nöthig hatte, jezt nicht mehr nöthig haben mufs, und die Maschine zerfallen läst.

20. Wenn dies betrachtende vernünftige Wesen ferner den innern Bau der kunstreichen menschlichen Maschine sähe, und durchdringenden Blick hätte, die ganze Organisation jedes kleinen Theils zu sehen, — sähe endlich wirklich eine andere dergleichen Maschine noch im Leben, in Wirksamkeit; sähe nunmehr, wie alle Theile zu so vielfachem, tausendfältigen Gebrauche sind; — kurz, sähe was wir alle Augenblick fühlen, und wifsen, würde es wol einen Augenblick darüber zweifelhaft seyn, dafs alles dies mit Zwecken und Absichten da sey, dafs diese Absichten alle auf

Le-

Leben, auf Empfindung, auf Anwendung und Gebrauch gehen! — dafs das Auge ausdrücklich für etwas Sehendes, das Ohr für etwas Hörendes, der ganze Körper für etwas sehr fein und vielfach empfindendes, gemacht sey; — dazu blos Maschine, Werckzeug, Mittelursache sey; — und wenns nun zum vorigen Leichnam hinzutritt, was würde es schliefsen? dafs dies empfindende, hörende, sehende, innere Wesen *zerstöhrt* sey? Welch ein Sprung! welch eine ungereimte Folge!

21. Wir können es uns nicht abläugnen, dafs nicht unser Körper, — dafs selbst nicht die feinsten Werkzeuge, durch die wir denken und empfinden, das denkende und empfindende Wesen sind; sondern dieser bessere Theil von uns, dies denkende und empfindende Wesen, diese denkende, empfindende, und den Körper belebende Kraft, die wir Seele nennen, unterscheitet sich selbst durch Bewustseyn deutlich von dem Körper, worin sie wohnt, und von den Werkzeugen durch die sie denkt und empfindet.

Der

22. Der Tod ist nichts mehr, als eine gehemmte Bewegung, eine zerstöhrte Ordnung in der Mashine. Kein Theil wird übrigens zu nichts. Kein Staubkorn verschwindet. Nur in diesem Körper, in diesem organischen Kunstgebäude wirkt es nicht weiter, weil es zerrüttet ist. Die Zusammensetzung wird aufgehoben; alles zusammengesezte bleibt; der Körper giebt sich allen seinen Elementen wieder. Wie? und das Wesen sollte nicht bleiben, dem zu Gute eigentlich der Körper zusammengesetzt war, dafs denselben belebte, ihn allein zusammenhielt, lenkte, ihm Zweck gab, eigentlich das einzige wirkliche war, was sich des Körpers bediente? Jeder seiner unedelsten Theile des Werkzeugs sollte bleiben; und dieser innere Künstler, dieser Schöpfer, dieser kleine unbekannte Gott, sollte nicht bleiben? Und warum nicht bleiben? Weil sein Werkzeug schadhaft ist, — wie unsinnig, wie grundlos ist die Folge!

23. Im Tode erfolgt nichts weiter, als dafs die Seele aufhört den Körper zu bewohnen, weil ihr Vermögen und ihre Kräfte nicht

länger da sichtbar durch ihre Wirkungen seyn können, wo keine Körperkräfte mehr vorhanden sind, durch welche sie sonst ihr Daseyn äuſserte. Der ganze Vorgang des Sterbens betrift also nicht die Seele, sondern blos den Körper, für jene ist der Tod nichts weiter, als ein bloſses Aufhören ihrer Erkennbarkeit.

24. Wir haben Aussichten genug zur Unsterblichkeit, und Ewigkeit. Sie sind heiter und schön, wie die Aufsichten in die ganze groſse Welt Gottes.

25. Gott ist unser Eigenthumsherr, wir sein Eigenthum, und seine Vorsehung besorgt unser Bestes.

26. Es giebt in unsrem Körper eine einzige Substanz, die nicht ausgedehnt, nicht zusammengesetzt, sondern einfach, für sich bestehend ist, und alle unsre Begriffe, Begierden und Neigungen in sich vereiniget. Ein denkendes Wesen, das seinen Ursprung nicht in einfachen Kräften haben kann, die nicht denkend sind; Ein für sich

ge-

geschafnes, unkörperliches Wesen, das nicht mit dem Körper aufhören, durchaus nicht anders vergehen kann, als durch den allmächtigen Wink seines Urhebers. Und daſs dieser allgütige Urheber irgend ein Werk seiner Hände jemals zernichte, ist nicht gedenkbar.

27. Wir können die ganze Kette der Wesen bis auf das kleinste Stäubchen in drey Glieder eintheilen. Das erste Glied begreift, kann aber von andern nicht begriffen werden. Dis ist der Einzige, deſsen Vollkommenheit alle endlichen Begriffe übersteigt. Die erschaffenen Geister und Seelen machen das zweyte Glied. Diese begreifen, und können von andern begriffen werden. Die Körperwelt ist das letzte Glied, die nur von andern begriffen werden, aber nicht begreifen kann. Die Gegenstände dieses letzten Gliedes sind so wol in der Reihe unsrer Erkänntniſs, als im Daseyn selbst auſser uns allezeit die hintersten in der Ordnung, indem sie allezeit die Wirklichkeit eines begreifenden Wesens voraus setzen.

28. Ver-

28. Vernunft und Nachdenken führen unsren Geist von den sinnlichen Eindrücken der Körperwelt zurück in seine Heimat, in das Reich der denkenden Wesen; vorerst zu seines Gleichen, zu erschaffenen Wesen, die ihrer Endlichkeit halber auch von andern gedacht und begriffen werden können. Von diesen erheben sie ihn zu jener Urquelle des denkenden und gedenkbaren, zu jenem alles begreifenden, aber allen unbegreiflichem Wesen, von dem wir zu unsrem Troste so viel wissen, dafs alles, was in der Körperwelt, und in der Geisterwelt gut, schön, und vollkommen ist, von ihm seine Wirklichkeit hat, und durch seine Allmacht erhalten wird. Mehr braucht es nicht zu unsrer Beruhigung, zu unsrer Glückseligkeit, in diesem und in jenem Leben, als von dieser Wahrheit überzeugt, gerührt, und in dem Innersten unsres Herzens ganz durchdrungen zu seyn.

29. In Untersuchungen zukünftiger Dinge, die allein von dem Willen des Allerhöchsten abhängen, müfsen wir uns zu den göttlichen Vollkommenheiten wenden, und zu

er-

erforschen suchen, was mit denselben übereinstimmt, und was ihnen widerspricht. Wovon wir überzeugt sind, dafs es denenselben nicht gemäfs sey, das können wir verwerfen, und für so unmöglich halten, als wenn es mit der Natur und dem Wesen des untersuchten Dinges selbst stritte.

30. Alles, was dem gesammten menschlichen Geschlechte wahren Trost und Vortheil bringen würde, wenn es wahr wäre, hat schon deswegen sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich, dafs es wahr sey.

31. Das menschliche Geschlecht ist zur Geselligkeit, so wie jedes einzelne Glied zur Glückseligkeit berufen. Alles, was auf eine allgemeine, sichere, und beständige Weise zu diesem Endzwecke führen kann, ist unstreitig von dem weisesten Urheber aller Dinge als ein Mittel gewählt, und hervorgebracht worden.

32. Vom unwifsendsten Menschen bis zum vollkommensten unter den erschaffenen Geistern haben alle, die der Weisheit Gottes so an-

anständige und ihren eignen Kräften und Fähigkeiten angemeſsene Bestimmung, sich und andere vollkommen zu machen. Dieser Pfad ist ihnen vorgezeichnet, und der verkehrteste Wille kann Niemanden ganz davon abführen. Alles was lebt und denkt, kann nicht unterlaſsen, seine Erkänntniſs, und seine Begehrungskräfte zu üben, auszubilden, und in Fertigkeiten zu verwandeln, mithin mehr oder weniger mit stärkern oder schwächern Schritten, sich der Vollkommenheit zu nähern. — Das Ziel des Bestrebens besteht, wie das Wesen der Zeit, in der Fortschreitung. Durch die Nachahmung Gottes kann man sich allmählich seinen Vollkommenheiten nähern, und in dieser Näherung besteht die Glückseligkeit des Geistes. Aber der Weg zu demselben ist unendlich. Daher kennt das Fortstreben in den menschlichen Leben keine Grenzen.

33. Die fehlerhafte Anwendung des angebornen Triebes macht den Menschen unvollkommen und elend; aber die Ausübung des ursprünglich guten Triebes befördert den Entzweck seines Daseyns. — Noch kein

Mensch

Mensch hat gelebt, der nicht den Erdboden vollkommener verlaſsen hätte, als er ihn betreten hat.

34. Jedwedes, auch die gemiſsbrauchteste Kraft, die ungebildetste Anlage, der irrendste Wunsch der Seele, geht mit der Ewigkeit schwanger, hat den Keim des Unermeſslichen in sich, ist also (oder Gottheit, Vernunft, Absicht müſste trügen) ein sichrer Ahnungsbothe der Unsterblichkeit; sicherer als eine Erscheinung von auſsen seyn kann, denn es ist Gesez der Natur, Absicht Gottes, Wesen der Seele.

35. Das Wesen des menschlichen Daseyns ist Leben, und das Wesen dieses Lebens ist, immer fort zu leben, weiter hin zu streben, auf einen gewissen weitern Punct des Guten, des Behaglichen, des Vollkommenen hinzurücken. Jede unsrer Empfindungen muſs uns das sagen, und jeder unsrer Gedanken, Wünsche, Entschlüſse, Handlungen, Erwartungen, ist nur eine Erscheinung, ein Zeichen, eine Ge-

stalt dieses Wesens, dieser fortgehenden Empfindung.

36. Die menschliche Seele hat vom Nichtseyn keinen Begriff. Wenn sie ist, so lebt sie, das heist, sie strebt, sie denkt, sie wünscht, sie wirkt auf die Zukunft; sie hat immer den Plan des Fortgehenden, des Ewigen, dunkel im Sinne, auf den sie arbeitet. Sie kennt kein Ende, keine Gränze, keinen Tod.

37. In der menschlichen Seele kann keine Handlung, kein Augenblick, kein Gedanke, kein Wunsch gedacht werden, ohne das Gesetz des Fortlebens, der Wirkung auf ein Mehreres, Weiteres, Vollkommenes hinaus; und dies kömmt nicht etwa blos einigen vorzüglichen menschlichen Seelen, sondern allen zu. Im Wesen dieses Zustandes sind sie alle ganz dieselben, nur dafs sie sich in der Art der Ausführung, der Mittel, der Zwecke, so sehr unterscheiden. — Das ganze menschliche Leben, Wesen, Daseyn, und also die Absicht

sicht Gottes bey diesem Daseyn im Innern beruhet ganz darauf.

38. Gott täuscht den Vogel nicht, dem er einen Zug in ein fremdes Land gegeben hat, das derselbe noch nie gesehn; der Vogel folgt sicher dem Zuge, findet das ferne Land, und alles was er bedarf, entrinnet der Gefahr, und kommt glücklich wieder. Gott täuscht die Seele nicht, der er ein Wesen gegeben hat, sich fortzudenken, weiter hinzustreben, immer zu wollen, zu wünschen, zu verlangen, zu handeln, keine Gränze zu kennen, zu leben.

39. Die Kräfte, Bemühungen, Bestrebungen der menschlichen Seele hat diese nicht von sich; und wo göttliche Kraft ist, ist ja göttliche Absicht. Die offenbare Absicht Gottes in einem Gesetze der Schöpfung trügt niemals. Es sind Worte des Unsinns, dafs Gott ein Geschöpf täuschen sollte, dem seine Absicht als Zweck der Natur so offenbar vorliegt.

40. Der Mensch hat auf der einen Seite so viel hinter sich, in sich so viel Anlage, und so wenig Vollendung, so viel Keime von Kräften, und so wenig Frucht der Vollkommenheit, dafs er gewifs noch weit mehr und höhere Wesen vor sich hat. Und das ist nicht Vermuthung, nicht Traum, nicht süfser Wahn. Bey dem grofsen unendlichen Kunstwerke des vollkommensten Schöpfers, wo so viel Anlage und Absicht und Schönheit und Vollkommenheit uns überall von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erde vorleuchtet, wo jedes kleinste und jedes gröfste die Weisheit, Vollkommenheit und Güte Gottes verkündigt, wo der Mensch im Körperlichen der herrlichste Inbegriff göttlicher Zwecke, und in seiner Seele das schönste Saamenfeld grofser und reicher Anlagen ist, die hier nicht zur Reife kommen; — sollte da der mindeste Zweifel über Fortdauer und Fortgang übrig bleiben können?

41. Ich sehe es um mich, ich fühle es in mir, dafs die Absichten in meinem Wesen zur Wirklichkeit kommen müfsen; dafs die

die Seele, die über Sterne und Sonnen fliegt, und am Staube der Erde klebt, einst freyere Flügel, höhern Aufschwung bekommen, daſs die Tugend die Gott gleicht, und am Staube der Erde erliegt, einst mehrere Kraft und Wirksamkeit erhalten, in einer höhern Sphäre wirken, dem Zwecke näher kommen, zu gröſsern Absichten des Herrn der Schöpfung dienen müſse, als sie hier dienen kann, und doch immer Anlage fühlt, weiter, höher hinauf dienen zu sollen.

42. Eigentlich braucht der Mensch, welcher seinen Blick mit Aufmerksamkeit auf sich selbst richtet, in welchem die innere Welt, odes das innere Bewuſstseyn des ewigen Vernunftgesetzes und der Freiheit deutlich und lebhaft geworden ist, und welcher nicht mehr unter der Vormundschaft des Sichtbaren, des Glücks, und der Erfahrung steht, — auch nicht einmal so genannte Gründe für seinen Glauben an Unsterblichkeit. Sein Geist hebt sich von selbst über die Gränzen der Erfahrungswelt, weil sie seinem Streben nach Tugend und Glückseligkeit nicht Genüge thut. Er

sieht

sieht es von selbst ein, dafs sein Ziel weit über die Erfahrung hinausgehen müfse, und dafs der Wunsch für so wenige Jahre des Hierseyns ohnmöglich das Höchste seines Strebens seyn könne.

43. Viele hoffen zu viel, indem sie sogleich unmittelbar nach dem Tode zu dem völligen Genufse ihrer Zukunft, die doch aus sehr vielen, in das Unendliche auf einander folgenden Perioden bestehen wird, und bestehen mufs, überzugehen glauben. Viele hoffen aber auch zu wenig, weil sie sich mit sinnlichen Vorstellungen des blofsen Genufses, und mit Erwartungen täuschen, die gegen die Ansprüche, welche der unsterbliche Geist an die Ewigkeit zu machen hat, von gar keinem Werthe sind.

44. Es widerspricht den geistigen, und besonders den sittlichen Anlagen des Menschen, ihn gleich nach dem Ende dieses Lebens, das von so kurzer Dauer ist, und in dem er so wenig für seine Geistesveredlung zu thun vermag, zum höchsten für ihn bestimmten Gipfel der Vollkommenheit

helt zu erheben, und ihn das Alles auf einmal werden zu lafsen, was er in seiner Menschheit werden kann. Dasjenige Verdienst hienächst, das er sich hier durch Verstand und Herz erwirbt, steht mit einem so grofsen Lohne, defsen er in den höhern Perioden seiner ewigen Fortdauer empfänglich seyn soll, in keiner Harmonie. Auch jenseits mufs er sich also noch fortbilden; auch jenseits steigt seine Wanderung immer höher hinauf, und dies Fortbilden, diese allmählige Erweiterung seines Wifsens und seiner Kräfte, ist schon seliger Genufs für ihn.

45. Die Existenz Gottes hat auf die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit unsrer Seele den bedeutendsten Einfluſs, so wie jene gewifs schwankend wird, wenn diese aufgegeben worden ist. Ist ein ewiges, lebendiges, denkendes, und nach Vernunft handelndes Wesen verhanden: so ist Leben, Denken und vernunftmäfsige Thätigkeit eines ewigen Daseyns, und einer immerwährenden Fortdauer fähig; so sind diese Kräfte etwas selbstständiges, und

für

für sich bestehendes, und nicht vorübergehende Formen und Zufälligkeiten anderer Substanzen. Umgekehrt, wenn es gewifs wäre, dafs Leben und Geist im Menschen, an welchem wir allein diese Gegenstände durch Erfahrung kennen, an den Bau und die Gestalt unsres Körpers geknüpft sey, und mit demselben zerstört werde, so würde alle Analogie wegfallen, nach welcher wir es wagen, ein lebendiges und geistiges Wesen ohne menschliche Form und von ewiger Dauer anzunehmen.

46. Das Daseyn eines höchsten Wesens ist mit unsrer Unsterblichkeit so innig und unzertrennbar verknüpft, dafs kein Mensch, ohne widersprechend zu denken, dieses Daseyn behaupten, und die Unsterblichkeit der Seele läugnen kann.

47. Ich mufs unsterblich seyn, weil ein Gott ist, und Gott mufs seyn, weil ich unsterblich bin.

48. Wenn es möglich ist, dafs wir nach dem Tode noch leben, und Gutes geniefsen kön-

können, so ist es in einer Welt, d
einem Gott regiert wird, zu erwarte
wir leben, und Gutes genieſsen w e r d e n.

49. Entweder es giebt keinen Gott, kein vollkommenstes höchstes heiliges und gerechtes Wesen, es giebt keine Vorsehung, keine göttliche Weltregierung, es ist alles durch einen Zufall entstanden, es wird alles vom Zufall gelenkt, es ist alles der Herrschaft eines blinden Ungefährs unterworfen; — oder die Vernunft findet bey der Voraufsetzung, daſs wir im Tode unser Ziel erreicht haben, ein unauflösliches Räthsel, einen Widerspruch, bey dem sie sich unmöglich beruhigen kann.

50. Wir müſsen es glauben, daſs wir unsterblich sind, daſs Gott uns nicht blos für diese Welt, sondern zu einer unaufhörlichen Fortdauer bestimmt und geschaffen hat; denn unsre reinsten, wahresten, zweifellosesten Begriffe, Erkenntniſse und Ueberzeugungen von Gott, von seinen Eigenschaften und Vollkommenheiten, kommen ins Gedränge, widersprechen einander, verwirren sich,

sich, und drohen dahin zu fallen, wenn wir das Grab als das Ziel unsres Daseyns ansehen.

51. Hier auf Erden stehen nach aller Erfahrung die Schicksale der Menschen häufig nicht in Uebereinstimmung mit ihrem sittlichen Werthe und Verdienste. Es kann also das nicht das Werk eines heiligen gerechten Wesens seyn, wenn dies Leben die ganze Bestimmung des Menschen ist.

52. Die Vernunft zwingt uns, einen vernünftigen Urheber dessen, was da ist, einen höchsten Erhalter der in der Welt herrschenden Ordnung, eine göttliche Vorsehung und Weltregierung anzunehmen; und eben diese Vernunft kann sich Heiligkeit und Gerechtigkeit von dem höchsten Wesen nicht getrennt, sie kann sich Gott nicht ohne Heiligkeit und Gerechtigkeit gedenken. Diesem zu folge kann und muss sie sich überzeugt halten, dass dies Leben nur Stand der Vorbereitung, der Erziehung, der Uebung und Prüfung für den Menschen, nur der Anfang, die Kindheitsperiode des

menschlichen Daseyns ist, und dafs Gott, um die Menschen zu desto reinerer Moralität und Freiheit zu bilden, die Ausgleichung der Schicksale eines jeden, mit seiner Würdigkeit, einer andern Welt, und einem andern Leben vorbehalten hat.

53. Mufs nicht nach dem Zeugnifse unsres moralischen Bewustseyns der Tugendhafte in eben dem Grade glücklich werden, in welchem er sich der Beobachtung seiner Pflichten geweihet hat, der Lasterhafte hingegen in eben dem Grade unglücklich werden, in welchem seine Gesinnungen, und sein Leben verabscheuungswerth waren? Entweder Tugend und Pflicht sind blofses Vorurtheil, oder es mufs auf sie ein angemessenes Glück, und auf das Gegentheil angemefsenes Unglück folgen.

54. Die Tugend mufs ihrem Wefen gemäfs mit Glück, und das Laster mufs ebenfals seinem Wesen gemäfs, mit Unglück verbunden seyn, und indem wir beyde nennen, nennen wir auch die Urquellen des Glücks und des Unglücks. Indem wir also

nach

nach der Tugend streben, streben wir auch nach Glückseligkeit; aber jene ist der eigentliche Gegenstand unsres Strebens, und diese eine von diesem Gegenstande untrennbare Wirkung. Welcher Beweis der Weisheit und Güte Gottes, dafs er uns die Tugend ihrentwegen zu lieben befiehlt, weil unser Glück alsdann am reinsten ist!

55. Nichts zu wünschen ist unmöglich, und ohne Hoffnung handeln, streitet mit unsrer Thätigkeit. Würde aber nicht die Tugend, die hier so oft entbehren und leiden mufs, weil ihr äufseres Schicksal nicht immer von ihr abhängt, verzweifeln müfsen, wenn es keinen moralischen Schöpfer, Regierer, und Richter gäbe, welcher der Natur Gesetze vorgeschrieben hat, nach welchen sie doch endlich mit der Tugend, und unsren Trieben nach Glückseligkeit harmoniren mufs?

56. Würden nicht die ersten und allgemeinsten Begriffe von Sittlichkeit gestöhrt werden, würde der Staat nicht durch Unordnung aufgelöst werden, der Tugendhafte,

als zugleich sinnlicher Mensch des Ersatzes seiner freywillig dargebrachten Opfer, und der Lasterhafte des sinnlichen Mittels seiner Beſserung, das ihm wenigstens die erste Erschütterung bewürken muſs, beraubt werden, wenn die Tugend keine Ansprüche auf Belohnung hätte, und das Laster nicht verdiente, elend zu seyn?

57. So bald es mit uns nach dem Tode besser werden kann, so hat der Tugendhafte auch gegründete Hoffnungen, daſs es mit ihm wirklich beſser werden wird.

58. So lange nicht das Bewustseyn eines unendlichen Ziels der Sittlichkeit verschwindet, so lange nicht die Befriedigung des Instincts, und der sinnlichen Bedürfniſse der Zweck unsres Hierseyns ist, und so lange Vernunft und Freiheit keine bloſse Einbildung und kein bloſser Traum seyn sollen, so lange steht die Gewiſsheit eines unendlichen und ewigen Daseyns fest.

59. Ist Gott höchstweise — wie uns denn die überall sichtbare regelmäſsige Ordnung

nung und Verbindung der einzelnen Theile des Weltalls zu Einem harmonischen Ganzen, mit lauter Stimme die höchste Weisheit des Weltschöpfers und Welterhalters verkündigt; — so kann er nichts Zweckloses schaffen, so kann er keinem seiner Geschöpfe Anlagen, Fähigkeiten, Kräfte gegeben haben, die den Geschöpfen entweder überall nichts nutzen, oder doch nicht zu der Entwickelung und Anwendung gelangen können, deren sie ihrer Natur nach, empfänglich sind, so kann Gott kein Bedürfniſs haben entstehen laſsen, wofür es keine Befriedigung giebt, so kann es in der von ihm geschaffenen und eingerichteten Welt, keine Ausnahme von der Regel geben, daſs alles was da ist, mit Absicht da ist, und seine Bestimmung erreichen kann. Diese Ausnahme würde aber gerade bey dem vornehmsten und vollkommensten unter allen sichtbaren Geschöpfen, dem Menschen, Statt finden, wenn er blos für dies Leben geschaffen wäre.

60. So lange denkende Wesen mit Selbstgefühl empfinden, denken, wollen, begehren,

ten, verabscheuen, so bilden sie die, ihnen angeschaffenen Fähigkeiten immer mehr aus; je länger sie geschäftig sind, desto wirksamer werden ihre Kräfte, desto fertiger, schneller, unaufhaltsamer werden ihre Wirkungen, desto fähiger werden sie in der Beschauung des wahren Schönen und Vollkommenen ihre Seligkeit finden. — Und alle diese erworbenen göttlichen Vollkommenheiten — sollten auf ewig verschwinden? sollten in Absicht auf das Wesen, von welchem sie besessen werden, ohne Folgen, ohne Nutzen, so anzusehen seyn, als wenn sie ihm niemals zugehört hätten! Was für Begriffe von dem Plane der Schöpfung setzt diese Meinung voraus! In diesem allerweisesten Plane ist bey einfachen sich selbst fühlenden Wesen das Gute von unendlichem Nutzen, jede Vollkommenheit von unaufhörlichen Folgen.

61. Als einfaches Wesen ist unsre Seele unvergänglich, als für sich bestehende Natur sind auch ihre Vollkommenheiten fortdauernd, und von unendlichen Folgen; als vernünftiges Wesen strebt sie nach einem

unauf-

unaufhörlichen Wachsthum und Fortgang in der Vollkommenheit. — Die wundervollen Werke des Unendlichen enthalten Stoff und Nahrung genug, dies Bestreben in Ewigkeit zu unterhalten. Je mehr wir in ihre Geheimnisse eindringen — je mehr wir sie ergründen, desto mehr finden wir zu forschen; je mehr wir geniefsen, desto unerschöpflicher ist die Quelle. — Ists der Weisheit anständig, eine Welt deswegen hervorzubringen, damit die Geister, die sie hineinsetzt, ihre Wunder betrachten, und glückselig seyn mögen, und einen Augenblick darauf diesen Geistern selbst die Fähigkeit zur Betrachtung und Glückseligkeit auf ewig zu entziehen?

62. Thätigkeit ist das Leben der Seele, und ein Mittelstand zwischen der Thätigkeit dieses Lebens und einer zukünftigen, ist für sie nicht gedenkbar.

63. Das Fortstreben zur Vollkommenheit, das Zunehmen, der Wachsthum an innerer Vortrefflichkeit, ist die Bestimmung vernünftiger Wesen, mithin auch der höchste Endzweck der Schöpfung.

64.

64. Es giebt für die Vernunft, für die Erkänntnifs der Wahrheit, durchaus kein Ziel, keine Gränze, sondern es findet darin ein immerwährender Wachsthum, ein unaufhörliches Zunehmen und Fortschreiten Statt. Und wenn wir Jahrhunderte lebten, wie wir Jahre leben, so würde es immer noch eben so seyn. Unsre Vernunft ist eine Kraft, eine Anlage, welche augenscheinlich für die Unendlichkeit berechnet ist.

65. Die Vernunft hofft ein unendliches Fortschreiten, ein immer Höhersteigen, von Stufe zu Stufe, ein ewiges Hinaufrücken von Periode zu Periode. Eine unendliche Reihe dieser Perioden, von welchen die folgende an Hoheit und Herrlichkeit immer die vorhergehende übertrift, erwartet den Menschen. Langsam strebt er in der erstern derselben aus dem Drucke des Irrthums, der Schwäche, und der Abhängigkeit empor. Langsam erlangt er Einsichten und Fertigkeiten, die er hier nicht erlangen konnte; langsam nähern sich die Begierden der Vernunftfreyheit mehr, als es hier geschehen konnte, und nach und nach löst sich sein innerer Streit in ewigen Frieden auf.

66. Unsre Anlage zur Moralität, die Neigung und Fähigkeit zur Sittlichkeit, zum Gutseyn und zur Tugend, das Vermögen unsre Gesinnungen, Wünsche, Entschlüsse und Handlungen, in Uebereinstimmung mit dem Sittengesetz zu bringen — und uns so dem Urbilde der sittlichen Vollkommenheit, Gott, immer mehr zu nähern; Auch diese Anlage der Natur, die den eigentlichen Adel der Menschheit ausmacht, und uns zum göttlichen Geschlechte erhebt, ist vielen Millionen Menschen vergeblich verliehen, wenn es kein anderes Leben giebt, als dieses irdische. — Auch der beste, edelste und tugendhafteste Mensch, kann immer noch besser, noch edler, noch tugendhafter werden. Es giebt auch hier kein Ziel und kein Ende: und es würde, wenn die Dauer unsres Lebens noch so sehr verlängert würde, dennoch kein Ziel und kein Ende geben. Unsre Anlagen zur Sittlichkeit sind also ganz unwidersprechlich auf die Unendlichkeit berechnet.

67. Unmöglich können wir befürchten, dafs wir einst aufhören werden zu seyn, weil

weil es doch zuverläſsig ist, daſs das nothwendig geschehen müſse, was geschehen soll, nnd daſs also das irgendwo geschehen müſse, was hier nicht geschehen kann. Sollte die Vernunft an kein unendliches Leben nach diesem so kurzen Erdenleben glauben, sollte sie kein Reich der gröſsern Freiheit, keine Annäherung an eine Vollendung hoffen, so stürzen wir in einen Abgrund der Widersprüche, und verlieren uns in dem Dunkel eines zwecklosen Strebens. Ich muſs dereinst erfüllen, was ich jetzt nicht erfüllen kann; und ein unendliches Ziel kann in keinem begränzten Raum erreichbar seyn. Kann ich gleich in Ewigkeit nicht das höchste Ideal mir aneignen, so muſs ich doch das erlangen, und das werden, was ich als endliches Wesen erlangen, und werden soll.

68. Die Gegenwart, so wol in Ansehung deſsen, was wir hier nicht thun, als auch in Rücksicht deſsen, was wir hier nicht seyn können, — gleichwol aber thun und seyn sollen; und Gott, — sind das doppelte Unterpfand der Unsterblichkeit.

69. Was jezt unmöglich für uns ist, das muſs in einer höhern Sphäre unsres noch unsichtbaren Daseyns möglich werden, und was jetzt von uns noch nicht erreicht werden kann, dem müſsen wir uns in einer vollkommenern Welt doch immer mehr und mehr nähern können. Denn die Vernunft, unsre Anlage zur Gottesähnlichkeit fordert für ihr Sittengesetz, und für die Kraft, die in ihr lebt, ein endloses Daseyn, für das Ziel das sie uns steckt, ein endloses Streben.

70. Alles, was die Gegenwart giebt, gewährt nur einen Vorschmack deſsen, was uns die Zukunft reichen muſs.

71. Kann gleich mein Blick nicht ins Dunkel dringen, das die Ewigkeit umgiebt, kann ich gleich nichts von dem erkennen, was jenseits ist, weil das Endliche das Unendliche nicht meſsen kann, so kann sich doch mein Glaube hoch genung an der Gränze meines Lebens über die Scheidewand aufschwingen, die das Sterbliche von dem Unsterblichen trennt. Mein Vernunftgesetz sagt mir zu bestimmt, daſs sich mein

inne-

inneres Wesen über die engen Schranken dieses Lebens erheben müfse, und dafs meine Unsterblichkeit gewifs und nothwendig sey. — Die Vernunft, der Abdruck der Gottheit, wäre Unvernunft, Narrheit, Wahnsinn und Grausamkeit, wenn sie mir ein Ziel vorgesteckt hätte, das weit, weit über mein Grab hinaus läge, und wenn ich ihm nicht näher kommen sollte, als es hier diesseits möglich ist.

72. Zwecklosigkeit in der Einrichtung, und den Anlagen unsrer Natur, Mifsverhältnifs zwischen dem, was wir seyn und werden können, und dem, was wir im Menschenleben wirklich sind, und werden, zwischen dem was wir verlangen, und wonach wir uns sehnen, und dem, was uns das Menschenleben gewährt, und gewähren kann, läfst sich mit der höchsten Weisheit Gottes nicht vereinigen, wenn wir nur zu diesem Menschen- und Erdenleben bestimmt und geschaffen sind.

75. Wie laut predigt nicht die ganze Einrichtung der Welt die Güte ihres Urhebers! Ist nicht, so weit unsre Beobachtungen reichen, alles in der Natur auf das Wohlseyn, und auf die Beglückung der Lebendigen berechnet? Hat Gott nicht eben dazu jedem lebendigen Geschöpf Empfindungen und Sinne gegeben, damit es angenehmer Eindrücke und Genüfse fähig sey, und seines Daseyns froh werden mögte? Und wer ist in dieser Hinsicht recht sichtbar der ausgezeichnete Günstling und Liebling der Gottheit? Wer anders als der Mensch, an den Gott auch in diesem Betracht das meiste gewandt hat, der mit dem gröfsten Maafse von Empfänglichkeit zum Genufs und zur Freude ausgestattet ist.

74. Nur so lange können wir ohne Widerspruch und Zweifel an Gottes Güte glauben, wie wir voraussetzen, dafs wir unsterblich sind. Dahingegen so bald wir annehmen, dafs alles im Tode mit uns aus ist, auch alles, was uns Schrift, Vernunft und Erfahrung über die Liebe Gottes sagen, uns ver-

verdächtig und zweifelhaft werden mufs. Denn die höchste Güte kann ihren Geschöpfen keine Triebe, kein Verlangen, keine Sehnsucht einflöfsen, deren Befriedigung schlechterdings unmöglich ist. Das hat Gott aber gethan, wenn unser Daseyn nicht über das Grab hinausreicht, und der Tod Vernichtung ist.

75. Wer fühlt nicht das Verlangen immer da zu seyn, und immer zu leben? Wer sehnt sich nicht nach einer unvergänglichen, ewig dauernden Glückseligkeit? — Woher empfingen wir diesen Wunsch und Trieb nach Unsterblichkeit? — Man trift ihn bey allen Menschen ohne Unterschied, bey allen Völkern unter allen Himmelsstrichen, in allen Gegenden der Erde an; der rohe wie der gebildete Mensch fühlt und bekennt diesen Wunsch und Trieb, sobald er nur über Seyn und Nichtseyn denken, Seyn und Nichtseyn von einander unterscheiden gelernt hat. Das Verlangen nach Fortdauer ist also ein natürliches Verlangen, ein Trieb,

den

den Gott selbst, da er unsre Natur bildete, in sie hineingelegt, und unsrer Seele angeschaffen hat.

76. Nicht umsonst hat uns die Vorsehung ein Verlangen nach ewiger Glückseligkeit eingegeben. Es kann und wird befriediget werden. Das Ziel der Schöpfung dauert so lange als die Schöpfung; die Bewunderer der göttlichen Vollkommenheiten so lange, als das Werk, in welchem diese Vollkommenheiten sichtbar sind. So wie wir hienieden dem Regenten der Welt dienen, indem wir unsre Fähigkeiten entwickeln, so werden wir auch in jenem Leben unter seiner göttlichen Obhut fortfahren, uns in der Tugend und Weisheit zu üben, uns unaufhörlich vollkommener und tüchtiger zu machen, die Reihe der göttlichen Absichten zu erfüllen, die sich von uns hin in das Unendliche erstreckt. Irgendwo auf diesem Wege stille stehen, streitet offenbar mit der göttlichen Weisheit, Güte und Allmacht, hat so wenig als das allerhöchste Elend unschuldiger Geschöpfe von dem vollkommensten Wesen bey dem Entwurfe des Weltplans beliebt werden können.

77.

77. Wer erschrickt nicht bey dem Gedanken der Vernichtung? weſsen Inneres empört sich nicht bey der Vorstellung des gänzlichen Aufhörens, und Nichtmehrseyns! Wer bebt nicht zurück vor der Aussicht, nach dem kurzen Erdendaseyn, auf immer aus der Reihe der Dinge fortgetilgt, und in die ewige Nacht des Nichts verstoſsen zu werden! Woher dieser Abscheu vor der Vernichtung? Gott hat diesen Abscheu uns eingeflöst, und ihn unauflöſslich mit unsrer Natur verwebt und verbunden. Giebt es nun keine Fortdauer, keine Unsterblichkeit des Geistes, kein Leben nach dem Tode, ist der Tod wirklich Vernichtung, so hat der Wunsch und Trieb der Fortdauer, so hat der Abscheu und das Grauen vor der Vernichtung keine andere Absicht, und keinen andern Zweck, als unsre Pein, so hat Gott jenen Wunsch und diesen Abscheu uns zu unsrer Qual anerchaffen, so hat er, indem er diesen Theil unsrer Natur, diese Anlage unsres Wesens bildete, seiner Güte und Liebe gänzlich vergeſsen, so ist er grausam und hart gegen uns gewesen.

78. Das Thier kennt keine Todesfurcht. Es weiſs nichts davon, daſs es einmal sterben muſs. Es sieht den Tod selbst dann, wenn er ihm schon ganz nahe ist, nicht vorher. Es geniest seines Lebens in ungestöhrter Lust und Fröhlichkeit; es empfindet nur die körperlichen Schmerzen, die dem Tode vorangehen, der Tod ist bey ihm das Werk eines Augenblicks. Der Mensch hingegen ist von Jugend anf mit seiner Bestimmung zum Tode bekannt, wird täglich durch das Sterben anderer Menschen, und durch die Hinfälligkeit seines Körpers an den Tod erinnert. Er weis es, wenn er alt wird, oder ihn eine unheilbare Krankheit befällt, oft Jahre lang vorher, daſs er dem Tode entgegen reift, und sieht den Tod Schritt vor Schritt näher kommen. Der Mensch knüpft an den Gedanken des Todes die Vorstellung zahlloser Leiden des Körpers und der Seele, die Vorstellung der Schmerzen und Qualen eines langwierigen Krankenlagers, der noch herbern Schmerzen und Qualen der Trennung von Gatten und Kindern, von Freunden und Verwandten, — die Vorstellung der Verlaſsen-

laſsenheit derer, nach seinem Tode, denen er im Leben Versorger und Beschützer war. Diese Vorstellungen mischen sich in alle unsre Freuden; sie verbittern uns jeden Genuſs des Lebens; sie foltern unser Herz mit tausend Sorgen und Bekümmernisſen; wir sterben hundert Tode, ehe wir den wirklichen Tod leiden. — Giebt es also keine Hoffnung der Unsterblichkeit, des Wiederlebens, des Wiedersehens, so sind wir in dieser Hinsicht viel unglücklicher daran, als die Thiere; so ist die Vernunft und das Vermögen in die Zukunft zu sehen, das schrecklichste Geschenk, welches die Gottheit uns machen konnte, so ist der ganze und einzige Zweck dieses leztern Vermögens unsre Marter und unsre Peinigung; — so ist Gott in diesem Falle grausamer und härter gegen uns, als gegen alle übrige Geschöpfe gewesen, und er hat seine Liebe gegen uns mehr, als gegen irgend eine andere Kreatur vergeſsen.

79. Wäre Gott noch der Allgütige, wenn er durch die Vernunft die er uns gab, und durch den Trieb der Wiſsbegierde, den

er

er uns einflöste, uns zum Nachdenken und Forschen, zum Ringen und Streben nach Wahrheit uns Weisheit, zur Ausbildung und Bereicherung unsres Verstandes mit Einsichten und Kenntnifsen selbst veranlafst, aufgefordert und vermogt hätte, — und dann den durch Lebenslanges Ringen und Streben nach Wahrheit und Weisheit gebildeten Geist, und das ganze, mühsam errungene Eigenthum defselben, alle oft mit den gröfsten Entsagungen errungenen Schätze der Einsicht und Erkänntnifs — in Einem schrecklichen Augenblicke des Todes vernichtete.

80. Könnten wir auch dann noch in Gott die höchste Liebe verehren, wenn er durch unsre Gewifsensempfindung, und durch das, uns gegebene Sittengesetz, uns zur Tugend berufen, und uns Tugend geboten hätte, und wenn wir nun durch tausend Anstrengungen und Mühen — tugendhaft geworden sind, und es zur Fertigkeit im Gutseyn und Rechthandeln, zur innern Ordnung und Lauterkeit der Seele und des Herzens, zur äufsern Heiligkeit und Unsträflichkeit des Wan-

Wandels gebracht haben; — wenn Gott dann unsre ganze Tugend, die ganze Summe unsrer guten Gesinnungen, und edlen Empfindungen, die ganze in uns angerichtete moralische Ordnung, alle unsre tugendhaften Fertigkeiten, das ganze Bewustseyn, unsres sittlichen Werths, alle unsre theuer erkauften frohen Erinnerungen erfüllter Tugendpflicht — mit unsrer Seele zugleich der Vernichtung Preis gäbe? — Wer wagt es die höchste Güte der Gottheit zu läugnen? Wer kann ohne Lästerung behaupten, dafs Gott uns Triebe und Fähigkeiten zu unsrer Qual anerschaffen habe!

81. Was löset die Widersprüche zwischen der Einrichtung unsrer Natur, und der höchsten Güte der Gottheit anders, als der hohe, selige, tröstende Glaube, dafs Gott den Trieb zur Fortdauer in unsre Seele legte, weil er diesen Trieb befriedigen, und unsre Seele ewig erhalten wollte; dafs er den unüberwindlichen Abscheu vor der Vernichtung uns einflöste, um uns eben dadurch eine Bürgschaft unsrer unvergänglichen Dauer zu geben; dafs er

nur

nur deshalb uns unsren Tod vorherwissen lies, um uns zur Zubereitung auf das Leben nach dem Tode zu ermuntern; — dafs er, indem er uns der Todesfurcht unterwarf, dies nur that, weil wir diese Furcht durch die gegründete Hoffnung der Ewigkeit mildern konnten!

82. Unsre Begriffe von der Gottheit, von der Tugend, von der Würde des Menschen, und von den Verhältnifsen worin er mit Gott steht, lafsen uns keinen Zweifel mehr über seine Bestimmung. Die Hoffnung eines zukünftigen Lebens löset alle Schwierigkeiten auf, und bringt die Wahrheiten, von welchen wir auf mancherley Weise überzeugt sind, in Harmonie. Sie rechtfertiget die Gottheit, setzt die Tugend in ihren Adel ein, verfsüst das Elend, und macht selbft die Plagen dieses Lebens in unsren Augen verehrungswerth, indem wir alle Begebenheiten hienieden mit den unendlichen Reihen von Folgen vergleichen, die durch dieselben veranlafset werden.

83. Ist unsre Seele sterblich, so ist unsre Vernunft ein Traum, den uns die Gottheit geschenkt hat, uns Elende zu hintergehen; so fehlt der Tugend aller Glanz, der sie in unsren Augen göttlich macht, so ist das Schöne und Erhabene, das Sittliche so wol als das Physische, kein Abdruck göttlicher Vollkommenheiten, so sind wir, wie das Vieh hieher gesetzt, Futter zu suchen, und zu sterben, so wird es in wenigen Tagen gleich viel seyn, ob ich eine Zierde oder Schande der Schöpfung gewesen, ob ich mich bemühet, die Zahl der Glücklichen oder der Elenden zu vermehren.

84. Ist unsre Seele sterblich, so hat der verworfendste Mensch so gar die Macht, sich der Oberherrschaft Gottes zu entziehen, und der Selbstmord kann das Band auflösen, welches den Menschen mit Gott verbindet.

85. Ist unser Geist vergänglich, so haben die weisesten und vortreflichsten Gesetzgeber und Stifter der menschlichen Gesellschaften uns, oder sich selbst betrogen; so hat das gesammte menschliche Geschlecht

sich

sich gleichsam verabredet, eine Unwahrheit zu hegen, und die Betrüger zu verehren, die solche erdacht haben; so ist ein Staat freyer denkender Wesen nicht mehr als eine Heerde vernunftloses Viehes, und der Mensch der Unsterblichkeit beraubt, ist das elendeste Thier auf Erden, das zu seinem Unglück über seinen Zustand nachdenken, den Tod fürchten, und verzweifeln muſs.

86. Sollten wir die Hoffnung unsrer Unsterblichkeit aufgeben müſsen, so müſste die Vernunft entweder keine Forderungen haben, oder sie entzweyte sich mit sich selbst. Jene aber sind groſs, und in unsrem Bewuſstseyn gegründet. Wir wiſsen und fühlen es, daſs Tugend Glückseligkeit und das Daseyn Gottes fordert. Folglich müſste sie sich widersprechen, wenn wir aus Gründen, deren Quelle sie doch auch natürlich selbst seyn müſste, an unsrer Unsterblichkeit zweifeln könnten. Ist aber ein Selbstwiderspruch der Vernunft gedenkbar? Müſste sie nicht zugleich die Quelle der Wahrheit, und des entgegengesetzten Irr-

thums

thums seyn? — Die Vernunft kann nicht umhin, gewiſse Pflichten, z. E. sich für das gemeine Beste erforderlichenfalls aufzuopfern, anzuerkennen, — weil ohne diese Anerkennung das Wohl der menschlichen Gesellschaft nicht bestehen könnte, — und gleichwol würde diese Pflicht, wenn mit diesem Leben alles für uns aus wäre, wenn dies Leben nicht Mittel zur Glückseligkeit, sondern der Endzweck, das höchste Ziel unsrer Wünsche wäre, aufhören, Pflicht für uns zu seyn, und also auch hier ohne den Glauben an Unsterblichkeit, die Vernunft mit sich selbst in Streit und Verwirrung gerathen.

87. Eine Lehre die nicht bestehen kann, wenn wir nicht in dem Reiche der Wahrheiten selbst Widersprüche, unauflösliche Zweifel, oder nicht zu entscheidende Ungewiſsheiten annehmen, muſs nothwendig falsch seyn.

88. Was einmal da ist, kann nicht wieder untergehen und vernichtet werden. Dies lehrt uns die Natur, in welcher

nichts verlohren geht. Auflösung und Verwesung ist in ihrem unermeſslichen Körperreiche, und muſs da seyn, weil das nach den Gesetzen des Mechanismus, und der Organisation nicht blos möglich, sondern auch nothwendig ist. Aber das Aufgelöſste wird Stoff zu neuen Geschöpfen. Das Verweste befruchtet neue Körper, und der Tod ist die Quelle eines neuen Lebens für die Theile der Materie. Wie könnte vollends die Seele, die über die ganze Körperwelt ihrem Vermögen und Kräften nach, unendlich erhaben ist, zu Grunde gehen, und gänzlich zernichtet werden? Ist nicht der Begriff der Vernichtung an und für sich undenkbar? Wer kann sie verständlich und vernünftig erklären?

89. Wie beklagenswerth ist das Schicksal eines Sterblichen, der sich durch unglückliche Sophistereyen um die tröstliche Erwartung der Zukunft gebracht hat! — Was ist elender als ein Mensch, der die Vernichtung mit starken Schritten auf sich zukommen sieht, und in der trostlosen Furcht,

mit

mit der er sie erwartet, sie schon vorher zu empfinden glaubt! Was ist dies Leben mit allen seinen Mühseligkeiten, besonders wenn die angenehmen Augenblicke desselben von der Angst vor einer unvermeidlichen Vernichtung vergällt werden? Was ist eine Dauer von gestern und heute, die morgen nicht mehr seyn wird! Eine höchst verächtliche Kleinigkeit, die uns die Mühe, Arbeit, Sorgen und Beschwerlichkeiten, mit welcher sie erhalten wird, sehr schlecht belohnt. Und gleichwol ist dem, der nichts Besseres zu hoffen hat, diese Kleinigkeit Alles. Ihm muss das gegenwärtige Daseyn das höchste Gut seyn, dem nichts in der Welt die Wage halten kann, das schmerzlichste, das gequälteste Leben, dem Tode, als der völligen Zernichtung seines Wesens, unendlich vorzuziehen seyn.

90. Jedes endliche Wesen das die Heiligkeit des Sittengesetzes anerkennt, kann mit Zuverläfsigkeit erwarten, dafs seine Seele unsterblich ist, und dafs es sich in unendlichen Fortschritten dem Ideale der Hei-

ligkeit immermehr nähern kann, es kann ferner erwarten, daſs die Gottheit, wo nicht jetzt, doch dereinst, mit dem Grade der Würdigkeit, glücklich zu seyn, der im Grade seiner Tugend liegt, wirckliches Glück verknüpfen werde.

91. Seele in mir, ich kenne dich nicht, aber ich fühle dich unsterblich. Ich fühle es, daſs du edler bist, als alles, was ich zu meinem Körper rechne; das kommt und schwindet, und ist nur dein Werkzeug das mit dir nichts ähnliches hat. Du bist die Bewohnerin, die Beherrscherin, der Strahl der Gottheit in diesem Tempel. Du bists, die durch das Auge siehet, durch das Ohr höret, diese Hand reget, in mir denkt. Groſses Wesen in mir, mächtige Absicht Gottes, wie solltest du verschwinden können, für die alles da ist, die das alles beherrschet, die sich in sich selbst, und in der ganzen Schöpfung, und in dem Gott spiegelt, der die ganze Schöpfung schuf! O Seele, so wahr ich bin, so wahr ich dich fühle, fühle ich dich unsterblich, göttlich, ewig!

92.

92. Er, der unsren Geist aus dem Nichts ins Daseyn rief, der da wollte, dafs wir werden sollten, der die Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte unsrer Seele aus der unerschöpflichen Quelle seiner ewigen Schöpferkraft hervorgehen liefs; — Er wird auch Vermögen, Kraft und Stärke genug haben, die von ihm geschaffene Seele vor der Vernichtung zu bewahren, sie der Vernichtung zu entreifsen, die ihr der Tod des Leibes droht. Er wird auch Vermögen, Kraft und Stärke genug haben, die Fähigkeiten, die Kräfte und Anlagen, die er der Seele gab, ihr auch da zu sichern, und diese Fähigkeiten, Anlagen und Kräfte fortdauern zu lassen, wenn die Werkzeuge, durch welche sie hier wirken, zerstöhrt werden,

93. Allmächtiger, und Allgütiger, wir freuen uns dein, und setzen auf dich unsre Zuversicht. — — Du kannst uns nicht aus dem Nichts hervorgerufen haben, um uns nach kurzem Seyn, auf ewig wieder in das Nichts, dem du uns entrifsest, zurück zu stofsen. Du kannst uns das Verlangen nach Fortdauer nicht eingepflanzt haben,

haben, um uns dadurch zu peinigen, und es unerfüllt zu lassen. — — Es war nicht unsre Sorge, dass wir zum Daseyn gelangten: du riefst uns, dass wir werden sollten: da wurden wir. — Es ist nicht unsre Sorge, dass, und wie wir einst fortdauern, sondern das wird dein Werk, das Werk deiner Huld, deiner Weisheit, deiner Allmacht und Schöpferkraft seyn. —

94. So wenig es bezweifelt werden kann, dass wir auch dann noch Wahrheit und Weisheit würden lieben und suchen müssen, wenn wir nicht hoffen dürften, jenseits des Grabes fortzudauern; so unläugbar ist es doch, dass in diesem Falle das Streben nach Wahrheit und Weisheit, und die Sorge für unsre Verstandesbildung, ein sehr abschrekkendes, zum Theil fruchtloses, und am Ende vergebliches Geschäft scheinen könnte. Denn es liegt nicht nur in der menschlichen Natur, dass wir nicht gern etwas anfangen, wovon wir nicht hoffen können, es zu Stande zu bringen, und zu beendigen, und dies würde beym Streben nach Wahrheit und Weisheit nie zu hoffen stehen, wenn unsere

unsre Dauer nicht übers Grab hinaus reichte; — sondern es bezieht sich auch ein nicht unwichtiger Theil der Vorstellungen und Begriffe, und des gesammten Wißens einer gebildeten Menschenseele einzig auf die unsichtbare Welt, auf das unsichtbare geistige Reich der Wahrheit, der Ordnung und des Rechts, der sittlichen Schönheit und Güte, und ist gleichsam nur der Same zu künftigen höhern Kenntnißen.

95. Das Streben nach Wahrheit und Weisheit, nach Verstandes- und Geistesbildung, ist im eigentlichen Sinne des Worts Vorbereitung auf die Ewigkeit.

96. Mit lauterm Herzen die Wahrheit suchen, ist die würdigste Anbetung der Gottheit.

97. Nicht die Wahrheit selbst ist ungewiß und schwankend, sondern unser Verstand öfters zu schwach, sie feſt zu halten, und sich ihrer zu bemeistern.

98. Mag es seyn, dafs wir in diesem Leben in der Erforschung der Wahrheit nie ans Ziel gelangen, sondern immer auf halbem Wege stehen bleiben müfsen; dafs wir es hier nie zu einer uns befriedigenden Erkänntnifs und Einsicht bringen, die Lücken in unsrem Wissen nie ganz ausfüllen, den Durst nach Weisheit nie völlig stillen können; — sind wir unsterblich, so kann dies alles uns das Streben nach Wahrheit nicht verleiden, unsren Muth, Wahrheit zu suchen, nicht niederschlagen, unsren Eifer, Wahrheit zu finden, nicht lähmen, uns nicht kalt und gleichgültig gegen Wahrheit und Weisheit, gegen Einsicht und Erkänntnifs, gegen Verstandes- und Geistesbildung machen.

99. Mag es seyn, dafs nicht jede Erkänntnifs der Wahrheit, die wir uns hier erwerben, nicht jede Gattung der Verstandes- und Geistesbildung, die wir uns eigen machen, uns äufsern und zeitlichen Nutzen stiftet, brauchbar für die äufsere Welt ist; — sind wir unsterblich, so kann das unsren Fleifs im Streben nach Wahrheit und Weisheit nicht aufhalten. — So lange die

menschliche Seele fortdauert, und ihrem Wesen nach bleibt, was sie jetzt ist, — so lange mufs Denken und Urtheilen auch ihr Hauptgeschäft, so lange mufs das Erkennen der Wahrheit, auch eins ihrer ersten Bedürfnifse, einer ihrer vorzüglichsten Genüfse bleiben. Auch in der Ewigkeit also wird Denken und Urtheilen, wird das Erkennen der Wahrheit der Beruf und das Geschäft unsres Geistes, und ein Hauptheil seiner Seligkeit seyn.

100. Mag es seyn, dafs das Geschäft unsrer sittlichen Bildung hier auf Erden nie zur Vollendung kommt; sind wir unsterblich, so kann diese an sich allerdings niederschlagende Erfahrung unsren Eifer in der Tugend nicht schwächen. Dann ist das gegenwärtige Leben nur Vorbereitungszeit; das, was hier zu unsrer Veredlung geschiehet, nur Vorübung zu dem, was künftig dazu von uns geschehen soll. Dann mögen wir mit allem, was wir zu unsrer sittlichen Bildung thun, noch so wenig ausrichten; es ist dennoch von allem nicht das Geringste vergeblich geschehen.

101. Jeder Fortschritt auf der Bahn des Guten ist Annäherung zum Ziele; mag das Ziel noch so weit entfernt bleiben; wir sind ihm doch näher gekommen, und haben eine Ewigkeit vor uns, in der wir uns ihm immer mehr und mehr nähern, und unsrer Vollkommenheit entgegenreifen können.

102. Die Hoffnung der Unsterblichkeit setzt uns in den Stand die Freuden dieses Lebens heiter und fröhlich zu genieſsen; denn sie entkleidet den Gedanken des Todes von jenen Schrecken, die uns jeden Freudengenuſs vergällen. — Sie mildert das Schmerzliche, was in der Vorstellung der Vergänglichkeit aller unsrer Erdenfreuden liegt. — Sie besänftigt die Gefühle der Wehmuth, und traurigen Sehnsucht, die das Andenken an unsre Verlohrnen in unsre Lebensfreuden mischt. —

103. Sind wir unsterblich, so mag es dem gebildeten, gut gesinnten, mit seiner ewigen Bestimmung vertrauten Menschen, immerhin mitten im Genuſs seiner Freuden ein-

einfallen, dafs er die Veränderung, welche *Tod* heifst, *einst* erfahren mufs; dieser Gedanke wird uns allerdings mitten im Genufs der Freude immer in einer gewifsen ernsten Stimmung erhalten, aber so bald wir uns unter dem Tode nicht Vernichtung, sondern nur den Uebergang in eine andere Welt denken, kann unsre Seele durch jenen Gedanken, ohnmöglich in eigentlichen Aufruhr gebracht, und mit zagender Angst erfüllt werden.

104. Sind wir unsterblich, so mag beym Genufs unsrer Freuden sich immerhin der Gedanke uns aufdringen: Wer weifs, *wie bald* wir davon scheiden müfsen; wer weifs, wie bald wir, alles was wir haben, alles was uns erfreut, auf Erden zurücklafsen müfsen; wir können dennoch unsres Erdenglücks uns freuen, denn wir wifsen alsdann, dafs wir auch nach dem Tode noch Freude geniefsen werden; wir wifsen alsdann, unsre befsern Freuden bleiben unser in der Erinnerung, und die Freuden, welche wir durch den

den Tod verlieren, sollen uns durch höhere und reinere ersetzt werden,

105. Sind wir unsterblich, so mag bey den Genüfsen der Freundschaft, beym vertraulichen Umgange mit edlen Menschen uns immerhin der sorgende Gedanke überwältigen: Wer weifs, wie lange sie noch unser sind! Wir können dennoch der Freundschaft und Liebe edler Menschen uns freuen, denn wir wissen alsdann, wenn sie uns auch durch den Tod entrifsen werden, so dauert doch die geistige Verbindung zwischen uns und ihnen fort, und sie werden uns einst wieder gegeben werden.

106. So lange wir nur noch an Gott, und an eine göttliche Vorsehung glauben, so bleibt selbst bey gänzlicher Beyseitsetzung des Glaubens an Unsterblichkeit, doch immer der Gedanke in seiner vollen Kraft und Wirksamkeit, dafs unsre unvermeidlichen und unabänderlichen Leiden, Gottes Verhängnifse und Schicksale sind, die, wenn sie

nicht

nicht auf unser Bestes abzwecken, doch gewifs das Wohl des Ganzen beabsichten, um des Wohls der Ganzen Willen nothwendig waren, und um des Wohls des Ganzen Willen, von Gott veranstaltet wurden, und wer auch nur das glaubt, ist immer verpflichtet, sich diese Veranstaltungen des Herrn und Regierers der Welt gefallen zu lafsen. —

107. — Aber lafset den Menschen in schwere und grofse Trübsale, lafset ihn in ein Gedränge mannichfacher, ihn von allen Seiten zugleich überwältigender Sorgen, Verlegenheiten und Mifsgeschicke gerathen; — lafset seine theuersten Hoffnungen fehl schlagen, seine liebsten Wünsche und Plane mifslingen; — lafst ihn die Lieblinge seines Herzens, da, wo er erst anfangen wollte, sich ihrer zu freuen, durch den Tod verlieren; — so werden ohne die Hoffnung der Unsterblichkeit alle andere Gründe und Rücksichten oft gerade zu unzulänglich seyn, dem Leidenden Muth und Kraft und Stärke zur Geduld und gelafsenen Ertragung seiner Leiden zu gewähren.

108. Durch die Ueberzeugung und Hoffnung, dafs wir unsterblich sind, dafs es nach diesem Leben ein ewiges höheres Leben giebt, bekommt der Glaube an eine alles leitende, und alles ordnende weise und gütige Vorsehung, der die Hauptstütze der Geduld im Leiden ist, unendlich viel mehr Kraft und Wirksamkeit, uns zu beruhigen, zu trösten, aufzurichten, und unser Herz im Kummer zufrieden zu sprechen.

109. Sind wir unsterblich, und zu einem ewigen Leben bestimmt, so dürfen wir nicht fürchten, dafs Gott unser Wohl dem Wohl des Ganzen aufgeopfert habe, dafs wir also für Andre leiden müfsen, und dafs Andre die Früchte unsrer Entbehrungen und Schmerzen, unsrer Mifsgeschicke und Plagen genieſsen. — Nein, dann kann der Grund und Zweck unsrer Leiden unser eignes Wohl seyn; dann läfst er sich recht gut gedenken, dafs Gott das Glück unsres Erdendaseyns, keinem fremden, sondern unserm eignen Glücke in einem andern künftigen Daseyn aufgeopfert hat; dafs er uns hier leiden läfst, um aus diesem Leiden nicht

für

für andre, sondern für uns selbst in der zukünftigen Welt desto höhere, gröfsere Freuden entstehen zu lafsen.

110. Das Schicksal eines einzigen Menschen in seinem gehörigen Lichte übersehen zu können: müfsten wir es in seiner ganzen Ewigkeit übersehen können. Alsdann erst könnten wir die Wege der Vorsehung untersuchen und beurtheilen, wenn wir die ewige Fortdauer eines vernünftigen Wefens unter einen einzigen, unsrer Schwachheit angemefsenen Gesichtspunkt bringen könnten; — aber alsdann würden wir weder tadeln noch murren, noch unzufrieden seyn, sondern voll Verwunderung die Weisheit und Güte des Weltbeherrschers verehren und anbeten.

111. Wenn glückliche Menschen sterben, dann schärft die Vorstellung des Glücks, welches sie in der Welt besafsen, und genofsen, und das sie durch den Tod eingebüfst haben, unsren Gram, und unsre Traurigkeit über ihr Absterben. Und diese Vorstellungen: — dafs wir sie liebten, ihnen ihr schönes Loos gönnten, wünschten, dafs

sie

sie es recht lange genieſsen möchten, es uns also nahe geht, daſs sie um ihr Glück gekommen, aus dem Besitz und Genuſs ihres Glücks heraus geriſsen sind, — sind es, die unser Herz oft mit einer solchen Gewalt ergreifen, und einen so tiefen Eindruck auf uns machen, daſs wir uns des allerinnigsten Bedauerns gegen die Verstorbenen nicht erwehren können. Dieses Bedauern macht häufig den wesentlichsten Theil unsrer Schmerzensempfindung aus, und erzeugt hauptsächlich jene Wehmuth in unsrer Brust, die jeden Trost zurück weist, und unsre Betrübniſs so leicht in Ansehung ihrer Stärke, wie in Ansehung ihrer Dauer, die Gränze überschreiten läſst. — Gäbe es kein Leben nach dem Tode, so gäbe es auch gegen diesen Schmerz des Mitleids mit unsren Verstorbenen durchaus keine Beruhigungs- und Trostgründe; — so hätten Menschen denen es wohlgieng auf Erden, durch den Tod unaussprechlich viel verlohren, so müſsten wir, die wir noch leben, nothwendig diejenigen, denen das Glück des Lebens entriſsen ist, innigst bemitleiden, und so müſste dies Gefühl des

Mit-

Mitleids, wenn wir die Verstorbenen wirklich von Herzen lieb gehabt hätten, lebenslang fortdauern. — Um aber den Schmerz, den wir beym Absterben der Unsrigen um der Verstorbenen selbst willen empfinden, zu beruhigen und zu stillen, bedarf es keines andern Trostgrundes, als der Hoffnung der Unserblichkeit. Wenn wir von der Fortdauer des Geistes nach dem Tode des Leibes überzeugt sind — so mufs wenigstens, wenn die erste gewaltsame Erschütterung unsrer Seele vorüber ist, unsre Vernunft nothwendig zu der Einsicht und Ueberlegung zurückkommen, dafs unser Mitleid mit dem Verstorbenen nichts als Täuschung, eine grund- und zwecklose, und durchaus verschwendete Empfindung ist; und diese Einsicht und Ueberlegung wird jenes Mitleidsgefühl dann von selbst wenn nicht auf einmal, doch nach und nach beruhigen und niederschlagen. Was schadet es, dafs unsre Verstorbenen das Glück, die Freuden, die Genüfse des Erdenlebens verlohren, wenn sie dafür das Glück, die Freuden und Genüfse des höhern Daseyns eintauschten?

112. Mag es seyn, dafs unsere Verstorbenen das Gute, was sie hier besafsen und genofsen, gern noch länger besefsen und genofsen hätten, weil es so ganz ihren Wünschen gemäfs war; giebt es ein Leben nach dem Tode, so haben sie dies Gute ja in der That nicht ganz verlohren, so geniefsen sie defselben auch im höhern Daseyn noch in der Erinnerung, im frohen Rückblick auf ihre Erdenfreuden; so geniefsen sie defselben noch in der Hoffnung, dafs die edlern Freuden des Erdenlebens sich ihnen einst wieder erneuern werden, wenn ihnen ihre, auf der Erde Zurückgebliebenen einst in die Ewigkeit nachfolgen; so schaffen ihnen die nämlichen Fähigkeiten, und Fertigkeiten des Geistes, die nämlichen Tugenden des Herzens, aus denen hier ihre edelsten Freuden entsprangen, auch dort noch Freude und Seligkeit, und nur die Gegenstände, und die Arten des Genufses haben sich verändert. Mag es seyn, dafs das Glück, welches unsre Verstorbenen durch den Tod einbüfsten, sehr grofs und befriedigend für ein

edles Gemüth ist; das Glück der Ewigkeit ist unfehlbar noch gröſser, befriedigender, reiner und wechselloser. Giebt es also ein Leben nach dem Tode, so haben unsre Verstorbenen durch den Tod nichts verlohren, sondern gewonnen; so haben wir nicht Ursach, sie zu bedauern, sondern vielmehr sie glücklich zu preisen, und so fällt auch von dieser Seite aller Anlaſs zur Wehmuth und Trostlosigkeit hinweg.

113. Wir überlaſsen uns bey dem Absterben der Unsrigen einer aufschweifenden, trostlosen Betrübniſs, weil wir nicht den Gedanken ertragen können, daſs die, die sonst unser waren, es nun nicht mehr sind; daſs der Tod sie uns entriſsen, auf immer entriſsen hat. — Wir betrüben uns, und sind untröstlich über den Tod der Unsrigen, weil sie unsrem Herzen theuer waren, und ihr Verluſst dem Herzen tiefe und unheilbare Wunden geschlagen hat. Darum blutet das Herz des Gatten am Sterbebette der Gattin; — darum ringt die Gattin am Sarge des Gatten die Hände; — darum wird das Herz

der Eltern beym Tode hoffnungsvoller Kinder, das Herz guter Kinder beym Absterben zärtlicher Eltern, darum das Herz gefühlvoller Geschwister beym Tode eines guten Bruders, oder einer guten Schwester, darum das Herz des Freundes beym Grabe des Freundes, von namenlosem, untröstlichen Schmerz hingerissen, weil Liebe ihre heiligen Banden um die Dahingegangenen, und die ihnen Nachweinenden geschlungen hatte, weil sie mit Liebe an einander hingen, durch Liebe einander beglückten, und einander unentbehrlich waren. — Freylich bleibt der Verlust derer, mit denen uns Liebe und Freundschaft und herzliches Vertrauen verband, immer unersetzlich für diese Welt. Aber es liegt doch unaussprechlich viel Beruhigendes und Tröstliches in dem Gedanken, dass dieser Verlust nicht Verlust auf ewig ist. — Giebt es ein Leben nach dem Tode, so sind die, deren Liebe, deren Freundschaft, deren Vertrauen uns hier beglückte, durch den Tod nicht aus der Reihe der empfindenden Wesen fortgetilgt; so leben sie noch, wenn gleich nicht mehr hier auf Erden,

den, doch in einer andern Welt; so sind die Empfindungen, womit sie an uns hingen, und die unser Glück waren, nicht vernichtet, so walten diese Empfindungen auch im himmlischen Daseyn noch in ihrer Seele, so lieben sie uns immer noch, wie sie uns hier liebten, ob sie es uns gleich nicht mehr, wie ehedem, sagen können. Nicht sie selbst, nicht ihre Liebe haben wir verlohren, sondern nur die Aeufserungen dieser Liebe sind uns durch ihren Tod entzogen worden. Giebt es ein Leben nach dem Tode, so ist auch die Trennung des Todes keine Trennung auf ewig, sondern unsre früh verstorbene Lieben sind nur dahin voran gegangen, wohin wir alle ihnen einst nachfolgen, so gehören sie uns dort wieder an, wie sie uns hier angehörten; so können wir dort den Bund der Freundschaft, den wir hier mit ihnen schlossen, erneuern, so können wir ihnen auch dort noch den Dank bezahlen, der hier von uns unentrichtet blieb, weil sie uns vielleicht zu schnell und unerwartet entrissen wurden.

114. Mit der Hoffnung der Unsterblichkeit kann das durch den Tod geliebter Menschen tief gekränkte Herz sich beruhigen und aufrichten, daſs es ohne muthlos zu verzweifeln, oder sich murrend gegen Gott zu empören, die Zwischenzeit der Trennung in Gelaſsenheit erträgt, und die trübere Gegenwart sich durch den Blick in die Zukunft erheitert. — Da wir dort die Weisheit, die uns auf rauhen und dornigen Wegen zum Ziele führt, immer beſser und beſser einsehen werden, und die dunkle Hülle unsrer Schicksale immer mehr und mehr verschwinden wird, so werden wir gewiſs auf jeder höhern Stufe das Leben auf der niedern mit allen seinen Freuden und Leiden segnen; und je höher wir steigen, desto deutlicher werden wir begreifen, daſs das unser Glück war, warum wir auf einem tiefern Standorte weinten.

115. So natürlich es ist, bey dem Verluste geliebter Menschen zu trauern, so rathen und gebieten Vernunft und Religion doch, diese Traurigkeit zu mäſsigen, und ihr Schranken zu setzen. Denn so wenig

wir

wir der Traurigkeit in solchen Fällen wehren können, so giebt sie doch, so geben doch unsre Klagen und Thränen uns die geliebten Verlohrnen nicht wieder, sondern unsre Traurigkeit, unsre Klagen und Thränen, sind in dieser Hinsicht ganz erfolglos, so dafs es offenbare Thorheit ist, durch ausschweifenden Gram unser anderweitiges geistiges, und körperliches Wohl zu Grunde zu richten.

116. Der Tod unsrer Geliebten ist nicht Zufall, sondern Gottes Schickung. Es gebührt uns also auch bey diesem, wie bey allen andern Ereignifsen, uns in Gottes Rath zu ergeben, und Gott durch Unterwerfung und Geduld zu ehren.

117. So enge auch unsre Verhältnifse seyn mögen, worin wir mit den uns entrifsenen standen, so behalten wir doch immer noch andere Pflichten gegen andere Menschen auf uns; uns bleibt, so viel die Verlohrnen uns auch waren, doch immer noch anderweitiges Gute übrig; und eben um zur Erfüllung jener uns noch ob-

obliegenden Pflichten, und zum Genuſs des uns noch übrig gebliebenen Guten fähig und geschickt zu seyn, ist es unsre Schuldigkeit, den Kummer bey uns nicht überhand nehmen zu laſsen, und uns unsrem Gramme nicht zur Ungebühr hinzugeben, dem wohlthätigen Einfluſse der Zeit, die auch die tiefsten Wunden heilt, nicht zu widerstreben, sondern wieder Ruhe in unser Herz zurück zu rufen.

118. Wenn die Ursach und der Grund unsres Traurens bey dem Absterben uns theurer Menschen in der Verschlimmerung liegt, welche unsre Lage, und unser Schicksal in so fern durch ihren Tod erlitten hat, daſs wir uns nun der Stützen beraubt sehen, die wir an ihnen hatten, und nicht wiſsen, wer für uns das, was die Entriſsenen uns waren, künftig seyn, wer uns ihren Verlust ersetzen soll: so müſsen wir unsre Beruhigung einzig und allein aus dem Glauben an Gottes Vorsehung, und aus der Ueberzeugung hernehmen, daſs, wenn auch die irdischen Stützen unsrer Wohlfahrt da-

dahin fallen, Gott dennoch Mittel genug übrig bleiben, unser Bestes zu besorgen.

119. Der Glaube an die Unsterblichkeit kann und mufs bey uns ein ruhiges Andenken an unsren Tod befördern, und auch noch über unsre letzten Lebensstunden Friede und Heiterkeit verbreiten. Ohne den Glauben an die Fortdauer des Geistes nach dem Tode des Leibes, ist es dem Menschen unmöglich, mit Frohsinn und Gelafsenheit an seinen Tod zu denken; es ist ihm noch unmöglicher, bey Annäherung des Todes in den letzten Stunden und Augenblicken seines Lebens, Ruhe und Heiterkeit in seiner Seele zu erhalten.

120. Wenn ein Mensch auch noch so hart und unempfindlich von Natur, oder — so gewönhnt an körperliche Schmerzen wäre, dafs er die Schmerzen des Todes — nicht allein gar nicht scheuete, sondern auch mit einer gewifsen Gleichgültigkeit und Kälte zu ertragen vermögte: so wird er doch den natürlichen Abscheu vor der Vernichtung nicht unterdrücken können; so wird doch

beym

beym Andenken an den Tod, so wird doch in der Todesstunde sein Inneres erbeben und zusammenschaudern, wenn er im Tode gänzliche Zerstörung und Hinwegtilgung aus der Reihe der Wesen erwarten muſs.

121. Je beſser, je gebildeter, je edler, je weiser und tugendhafter ein Mensch ist, desto mehr wird er ohne den Glauben an Unsterblichkeit bey dem Andenken an den Tod, und in seinen letzten Lebensstunden, einer ängstlichen peinvollen Todesfurcht Preis gegeben seyn. Denn gerade der beſsere Mensch verliert am meisten durch den Tod; wenn der Tod Vernichtung ist, und — er also auf keinen Ersatz deſsen, was er mit dem Leben verliert, rechnen darf.

122. Giebt es ein ewiges Leben, so vernichtet der Tod unser Daseyn nicht, sondern verändert es nur; so hören wir nicht auf zu leben, sondern gehen nur in eine neue Gattung des Lebens über; — und es würde doch wol Thorheit

seyn,

seyn, darum daran zu zweifeln, weil wir diese Gattung nicht kennen, — so haben wir durch den Tod nicht nur keinen Verlust zu besorgen, und im Tode keinen Verlust zu betrauren, sondern wir haben alsdann so gar den bedeutendsten Gewinn vom Tode zu hoffen. — So wird unser Zustand durch den Tod nicht nur verändert, sondern auch unfehlbar verbessert; so vertauschen wir durch den Tod die unvollkommenere Art des Daseyns mit einer vollkommenern; so treten wir, indem wir sterben, auf der Stufenleiter der Wesen von der niedrigern Stufe zu einer höhern empor.

123. Dahin können wir es bringen; das können Nachdenken und Ueberlegung, das können richtige und klare Begriffe und Vorstellungen vom Tode, das kann die Bekanntschaft, und der vertraute Umgang mit der Religion, das können in der Seele herrschend gewordene religiöse Ueberzeugungen und Hoffnungen bey jedem Menschen bewirken, dafs man den Tod selbst nicht als das gröfste und furchtbareste aller Uebel betrachtet; dafs man das Loos Sterblichkeit,

die

die allgemeine Bestimmung des Menschen zum Tode, nicht als das entsetzlichste Unglück ansieht, und nicht ohne Grauen sich seiner Sterblichkeit erinnern kann; daſs man vielmehr mit einer gewiſsen Ergebung und Ruhe an die Veränderung, welche Tod heiſst, und an die unvermeidliche Nothwendigkeit, diese Veränderung einst erfahren zu müſsen, denken lernt; daſs man auch bey der Annäherung des Todes, wenn er sich durch die allmähliche Abnahme der Kräfte im Alter, oder durch bedenkliche Zufälle und Zerrüttungen des Körpers schon in der Blüthe der Jahre ankündigt, nicht vor Angst und Schrecken überwältiget wird, sondern was Gott beschloſsen hat, gefaſst und standhaft abwartet; daſs man auch in seinen letzten Lebensstunden, auf seinem Sterbebette, bey allen äuſsern Schmerzen, und bey aller körperlichen Todesangst doch in seinem Innern eine gewiſse Faſsung behält, und seiner Auflösung mit friedlicher Stille oder wohl gar mit Heiterkeit und froher Hoffnung entgegen sieht. — — —

124. Es kann uns, nicht genügen, zu hoffen, dafs wir nicht vernichtet werden, wenn wir nicht zugleich hoffen können, dafs die Ewigkeit eine ununterbrochene Dauer unsres Bewufstseyns seyn werde. Hörte dieses auf, so wären wir so gut, als vernichtet. Hörte dieses auf, so müfste auch unser Wesen aufhören. — Die Seele mufs moralisch-wirkend fortdauern, sie mufs also ihre geistigen und moralischen Kräfte behalten; es mufs ihr möglich seyn, in der Sittlichkeit fortzuschreiten, es mufs also der künftige Zustand mit dem gegenwärtigen in der genauesten Verbindung stehen, und sie mufs auch erkennen, dafs der vorhandene Zustand eine Folge des vorhergehenden ist; sie mufs sich also ihres vorhergehenden Zustandes bewufst seyn, weil ohne dieses Bewufstseyn, die nach dem Tode existirende Seele gleichsam eine neue Seele wäre, da der vorhergehende Zustand für sie so gut, als nicht vorhanden wäre; es würde gerade eben so seyn, als wenn man annähme, unsre Seele habe vor unsrer Geburt schon existirt, diese Existenz vor unsrer Geburt

burt wäre für uns so gut als keine, weil wir uns derſelben nicht bewuſst sind.

125. Wie könnten wir uns jezt mit der Zukunft trösten, wenn wir dereinst ihren Werth mit der Vergangenheit nicht kennen sollten? Würde es uns nicht auch dereinst den Genuſs der Zukunft schwächen, wenn wir durch den Verlust des Selbstbewustseyns nicht wüſsten, wie sehnlich wir im frühern Leben auf sie gehoft haben? Was nützte uns auch alle hier angewandte Anstrengung für die Ausbildung der Seele, was nützte uns Tugend und Sittlichkeit, wenn uns jenseits unser Selbstbewustseyn fehlte? Alle gute Folgen unsres Erdenlebens, und aller Freudengenuſs der Zukunft würden ohne Zurückerinnerung wenigstens nicht die Hälfte des Reizes für uns haben, welchen sie haben könnten, weil wir von ihrem Zusammenhange mit unsrem Thun und Laſsen, und von der Art, wie wir ihrer empfänglich geworden sind, nichts wüſsten.

126. Da ohne Rückerinnerung an die Vergangenheit auch kein Lohn der Vergangenheit

seyn

seyn kann, ich wenigstens dann nicht wiſsen würde, daſs das Glück, womit Gott mich segnet, Folge und Lohn meines Erdenlebens sey: so würde ohne dies Bewustseyn, dies Glück, so groſs es an sich selbst immer seyn mag, doch eigentlich alles Lohnende, alles Verherrlichende für Gottes Weisheit und Gerechtigkeit verlieren.

127. Wenn die Fortdauer unsrer Seele keine Verschlimmerung, sondern Verbesserung für sie seyn soll, so kann sie schlechterdings nichts von dem, was sie als wesentliche Vollkommenheit besitzt, verlieren. Sie behält also jenseits ihre Vorstellungs- Gefühls- und Begehrungsvermögen, ihre Darstellungs- Urtheils- und Thatkraft, mithin auch ihre Einbildungs- und Erinnerungskraft, welche zu ihrer Darstellungskraft gehören. Wird also nicht jenseits das Bild des Vaters die Idee des Vaters, das Bild des Sohns die Idee des Sohns u. s. w, erneuern? nicht alle Nebenideen wieder zurück kehren? Und werden nicht die Vermögen und Kräfte, welche die Seele hiezu gebraucht, für die Absicht ihrer dermaligen Lage, noch

mehr

mehr erhöhet, geschärft, und vervollkommet seyn?

128. Die Ewigkeit würde eine sehr wesentliche, und gewifs eine der süfsesten Freuden, deren wir empfänglich sind, für uns weniger haben, es würde uns einer der seligsten Genüsse mangeln, wenn es keine Wiedererneuerung, unsrer irdischen, dieser Erneuerung fähigen und würdigen Verbindungen, keine Wiedererneuerung des Umgangs mit unsren Geliebten gäbe.

129. Was kann ich mir traurigers gedenken, als wenn der Gatte am Sterbebette der Gattin, oder diese am Sterbebette des Gatten, wenn der Sohn oder die Tochter am Sterbebette des Vaters, oder der Mutter, die Eltern am Sterbebette eines ihrer Kinder, und wenn Geschwister am Sterbebette des Bruders oder der Schwester nicht den Trost des Wiedersehens haben können?

130. Wer pflanzte den Wunsch des Wiedersehens der Unsrigen in der Ewigkeit, in unsre Brust? Wer knüpfte ihn an

unsre

unsre besten Gefühle? Wer verwebte ihn mit den innigsten und seligsten Verhältnissen des Erdenlebens, so dafs er mit unsrer sittlichen Bildung, und unsren Freudengenüfsen gleiche Schritte hält, und mit ihnen zugleich immer mehr Stärke und Kraft gewinnt? — Wer sonst, als Gott, defsen Schöpferhand jede Anlage in uns entwarf und bildete, jede Neigung in uns weckte, jeden Trieb in uns anfachte? Und Er, der diesen Trieb uns einflöfste, der dieses Feuer diese Inbrunst ihm gab, — Er sollte ihn nicht erfüllen?

131. Gott! — zu meiner Pein kannst du keinen Trieb in mir hervorgebracht haben! Sollte mein Loos Trennung, ewige Trennung von meinen Geliebten seyn, so hättest du mein Herz kälter, meine Seele für Freundschaft und Liebe minder empfänglich geschaffen; so hättest du das Vergefsen meiner Verlohrnen mir leichter gemacht, und die Qualen ihres Verlustes nicht durch die Qualen vergeblicher Wünsche geschärft.

132. Nehmen wir Erinnerung an das, was hier von uns, und mit uns geschehen, nehmen wir Bewustseyn und Persönlichkeit mit in jene Welt hinüber, so muſs aus diesem Bewustseyn, und aus diesen Erinnerungen nothwendig Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit denen, die wir hier kannten und liebten, sich in uns erzeugen. — Und Gott sollte diese Sehnsucht unbefriedigt laſsen, und sie dadurch zu einer vielleicht nimmer versiegenden Quelle eines geheimen Miſsmuths in unsrer Seele machen? — Er sollte es zugeben, daſs jeder andere Seligkeitsgenuſs durch diese Sehnsucht uns getrübt, und diese einzige Leere in unsrem Herzen nie ausgefüllt würde? Der Unendlichliebende, der uns ein Herz für ein so zartes und seliges Gefühl für Freundschaft gab, führt verwandte Seelen durch das Band der Vergänglichkeit zu einer ewigen Vereinigung.

133. Ohne Wiedervereinigung mit denen, die wir hier gekannt und geliebt haben, ohne Bekanntschaft mit ihrem dortigen Zustande und ihren Schicksalen scheint man

manche Tugendvergeltung und mancher Kummerlohn unmöglich. Was lohnte dann den zärtlichen Vater, der auf Bequemlichkeit und Ruhe, auf jede andere Lebensfreude Verzicht that, und sich ganz der Erziehung seiner Kinder widmete; — was lohnte dann die treue sorgsame Mutter, die so manchen schweren Tag, so manche schlaflose Nacht um ihrer Lieblinge Willen gern ertrug, so manche Schmerzensthräne, wenn sie in Krankheit und Gefahr geriethen, weinte, so manches theure Opfer ihren Mutterpflichten darbrachte; — was lohnte die verlaſsene Wittwe, die sich selbst das Nothwendigste versagte, um den Sohn oder die Tochter, die ihr aus dem früh zerriſsenen Ehebunde übrig blieben, rechtschaffen zu erziehen; — was lohnte die Edlen für ihre Tugend, für ihren Schmerz, wenn die Gegenstände ihrer Treue und Zärtlichkeit, nun gerade in den Jahren der nahen Reife dahin sterben, und das ganze, so mühsam aufgeführte Gebäude schöner Erwartungen von ihnen auf einmal in Trümmer zerfällt? Was lohnte dann den Gatten, der vor Tausenden es werth war, und durch

Zärtlichkeit und Liebe es immer zu verdienen suchte, mit der gleichgestimmten Freundin seines Herzens ein langes glückliches Leben hinzuleben; was versüſste ihm seinen unerträglichen Schmerz, wenn das Band der reinsten Freundschaft, da es kaum geknüpft war, wieder aufgelöset wird; was lohnte ihn für die lange, lange Reihe freudenleerer Wittwertage, wenn jene Trennung ewige Trennung ist? Freilich ist Gott reich genug, andre Vergeltungen für jede Tugendübung und für jedes Misgeschick uns zuzutheilen; Aber die angemeſsendste Vergeltung, die erwünschteste und wünschenswürdigste, würde ohne Wiedersehen doch unmöglich seyn.

134. Nicht muthlos wollen wir werden, — nicht verzweifelnd mit Gottes Vorsehung hadern — wenn die Lieblinge unsres Herzens, wenn unsre Kinder früh dahin welken. — Wir werden sie wieder sehen; nicht in dem Zustande der Schwachheit und Unvollkommenheit, worin sie uns entrisen wurden — sondern als vollkommenere Wesen, die Gott aus uns unerforschlichen, aber seiner Weisheit

und

und Güte gewifs angemefsenen Absichten frühzeitig aus diesem Leben führte.

135. Auch dann, wenn wir selbst früher als wir es dachten, an unsrem Ziele stehen, und von redlichen Freunden, von liebenden Gatten, von zärtlichen Kindern, von theuren Verwandten scheiden müfsen, — und unter dem Abschiedskampfe und dem Händeringen und den Thränen der Unsrigen das Herz brechen will: — auch denn sollst du uns stärken, Gedanke des Wiedersehens! —

136. Unser Leben hier auf Erden ist nun einmal, nach aller Erfahrung nichts anders als eine Mischung von Gutem und Bösen, von angenehmen und unangenehmen Begegnifsen. — Der Unterschied, der in dieser Hinsicht unter den Menschen Statt findet, besteht blos darin, dafs dem Einen mehr, dem Andern weniger Gutes zu Theil wird, der eine mehr, der andere weniger Leiden erfährt; Aber von aller Noth und allem Leiden des Lebens, bleibt Niemand frey.

137.

137. Wenn wir unsterblich sind, so kann der denkende und vernünftige Mensch nicht muthlos werden, wenn auch sein ganzes Erdenleben leidenvoll ist, weil dann immer nur ein kleiner Theil seines Daseyns für den Genuſs und das Gefühl von Glückseligkeit verlohren geht, und ein unendlich gröſserer Theil im Genuſs und Gefühl von Glückseeligkeit verlebt werden kann.

138. Was ist dies kurze, spannenlange, schnell vorüberschwindende Leben gegen die ganze Dauer unsres Daseyns, wozu wir bestimmt und ausersehen sind! Wer wird über unangenehme Stunden oder Augenblicke murren, wenn er noch frohe, heitere glückliche Jahre zu verleben hoffen darf, wenn er durch die unangenehmen Stunden, Minuten und Augenblicke sich eine Reihe heiteres und glüchlicher Jahre erkaufen kann!

139. Offenbar mangelt es demjenigen an einem sehr wesentlichen Erfordernisse der Lebensweisheit, der nur das Angenehme und Gute des Lebens genieſsen, uns sich

sich darüber freuen gelernt hat, aber in der Wissenschaft und Kunst, des Lebens Uebel mit Gelassenheit und Fassung zu ertragen, ein Fremdling ist.

140. Das Leiden ist dazu gemacht, den Menschen auf sich selbst zurückzuführen, seinen Blick von äussern Gegenständen abzuziehen, und ihn auf die in ihm selbst vorgehenden Veränderungen zu richten.

141. Die Geduld hat mit der allernatürlichsten, und mit einer immerwährenden Begierde des Menschen zu streiten; mit der Begierde nach Daseyn, nach Fortdauer, nach Vollständigkeit seines Wesens, — nach einem ruhigen und ungehinderten Genusse seiner selbst.

142. Die Geduld ist eine höchstnothwendige Tugend für den Menschen in einer Welt, aus welcher das Uebel nicht weggeschaft werden kann. Sie ist so gar das einzige, dem Menschen nie ganz entstehende, nie ganz unwirksame Hülfsmittel gegen dasselbe. Und zwar lindert sie nicht nur

das

das Gefühl des Schmerzens, sondern sie trägt auch dazu bey, das Uebel wegzuschaffen. Sie gehört nicht blos zu den Vertheidigungswaffen, welche den Feind abhalten, dafs er nicht bis zu dem innersten Heiligthume des Menschen, seinem Verstande und seiner Moralität, dringe, jenen zerrütte, und diese vergifte, — schreckliche Folgen, welche aus langdauernder Noth bey unruhigen und heftigen Gemüthern oft entstehen, — sondern sie dient selbst als Werkzeug des Angriffs, den Feind zurückzutreiben; sie unterstützt und begünstigt alle Maafsregln, welche der Mensch zu seiner völligen Befreyung von dem Uebel nimmt.

143. Es ist gewifs, dafs in unsrer Maschine eine Kraft liegt, sich selbst wieder herzustellen, wenn sie in Unordnung ist; — — aber nichts kömmt der wohlthätigen Wirksamkeit der Maschine zu ihrer Wiedergenesung mehr zu Hülfe, als Geduld, und Ruhe der Seele.

144. Jede Leidenschaft bringt ihre eignen Bewegungen im Körper hervor; jede verändert auf eine andere Weise den Lauf des Bluts, die Absonderung der Säfte und die Wirksamkeit aller festen Theile. Und zwar sind diese Veränderungen bey unangenehmen Leidenschaften allemal widernatürlich, und also dem Körper nachtheilig. — — Ungeduld demnach, sie äufsere sich durch Mifsmuth oder Zorn, durch Niedergeschlagenheit oder Aufbrausung, thut bey schon vorhandenen Krankheiten einen noch weit gröfsern Schaden. Geduld hingegen ist ein wahrer Balsam, der, indem er den Reiz des wunden Theils vermindert, der Natur die Heilung leichter macht. — — Aufmerksame Aerzte müfsen es oft bemerkt haben, dafs gelafsene Kranken eher gesund werden, als ungeduldige. —

145. Wenn die Geduld ein Hülfsmittel gegen Uebel des Körpers ist, die von den Vorstellungen und Neigungen der Seele am wenigsten abhängen, und ihren eignen Gesetzen folgen, so ist sie noch weit nützlicher

cher bey Kummer und Betrübniſs, — Krankheiten, welche die Seele unmittelbar angreifen, und aus der Natur derselben die ihrige herleiten; — Diese Seelenkrankheiten haben gemeiniglich die unmäſsige Schätzung eines verlohrnen Gutes, oder eines verfehlten Endzwecks zum Grunde. Die Cur geschiehet durch Verbeſserung der Einsicht, durch eine Wahrnehmung des Irrthums, durch eine Absonderung des Täuschenden und des Wahren, in den Gegenständen unsrer Wünsche und unsres Abscheues. Aber um diese Cur zu bewirken, muſs die Vernunft mit ihren Vorstellungen gehört werden; wir müſsen eines ruhigen und unbefangenen Nachdenkens fähig seyn. Und dazu ist die geduldige Ertragung dieser unangenehmen Eindrücke der erste Schritt. Gelaſsenheit und Stille muſs vor der völligen Selbstbeherrschung und Gegenwart des Geistes bey einem Betrübten und Schwermüthigen, wie bey einem Zornigen, vorhergehen.

146. Je mehr der Mensch gewöhnt ist, anfangs unter dem Uebel, das ihn überfällt — sich nur zu beugen, ohne zu murren, und zu leiden, und zu schweigen; desto eher wird er sich aus dieser Unterdrückung wieder emporheben können. Die zerstreueten Lebensgeister werden sich eher wieder sammeln, die verworrenen Ideen werden sich eher von selbst zu einer gewissen Deutlichkeit läutern; und durch beydes wird ein Gefühl von Kraft weit eher in den geschwächten Geist zurückkehren, wenn er nur nicht durch seine eigene, aber unordentlich und falsch gerichtete Activität die Eindrücke von der Empfindung des Uebels vergrößert.

147. Der Mensch ist zur Geduld unfähig, so bald er, mit der Größe seines Uebels allein beschäftigt, diejenige Kraft mit Klagen und Murren erschöpft, die er zum Handeln anwenden sollte.

148. Die Liebenswürdigkeit des Unglücklichen hängt sehr von seiner Geduld und Gleichmüthigkeit ab, wenigstens wird sie durch

durch Ungeduld und Murren gewiſs gestöhrt.

149. Durch nichts empfiehlt sich ein — vom Schicksale gekränkter Mann so sehr, als wenn er von seinem Unglücke wenig redet; wenn er selten klagt, oder mit Gelassenheit klagt; wenn er so gar eine gewiſse Heiterkeit blicken läſst, und an den Freuden anderer Theil zu nehmen fähig bleibt.

150. Alles was dem Unglücklichen den Zutritt zu andern Menschen erleichtert, bahnt ihm auch die Wege zu einem günstigern Schicksale.

151. Jeder zu durchreisende Weg hat seine sandigen und nackten Stellen, die demohnerachtet nicht vorbey gegangen werden können, wenn man zum Ziele gelangen will.

152. Da nach den Gesetzen der Natur, kein Theil des menschlichen Lebens durchaus glücklich — keine lange Dauer seiner Zeit mit lauter ergötzenden Empfindungen ange-

angefüllt ist: — — so hat der Mensch allenthalben mehr oder weniger Geduld nöthig, um für seine Laufbahn in dieser Welt ausgerüstet zu seyn.

153. Die Art der Geduld, welche die lange Weile erträgt, ist auf gewiſse Weise die Grundlage, wenigstens ein Bestandtheil aller übrigen Arten. Denn das Uebel, welches in der Empfindung einer zu langsam fortflies-senden Zeit liegt, — das Uebel eines leeren und unbeschäftigten Daseyns — mischt sich in alle andere Uebel, und giebt ihnen oft den Stachel, der uns am meisten verwundet.

154. Der Verlust eines Freundes, eines geliebten Kindes oder Anverwandten wird uns nie empfindlicher, als in den Stunden, die wir ehemals mit ihnen zuzubringen pflegten, und die jetzt für uns einsam und langweilig sind. Jede Trennung von einer geliebten Person hat dies zur schmerzhaftesten Folge, daſs dadurch eine Leere in unserem Leben entsteht, daſs unsrer Thätigkeit ein

ein Gegenstand, und eine Veranlassung entzogen wird.

155. Seine eigne verminderte Activität ertragen lernen, ist der erste Schritt, jeden andern grosen Verlust, der mehr auf den Geist als Körper Bezug hat, mit Standhaftigkeit auszuhalten.

156. Kummer und Sorge machen lange Weile. Wenn das Gegenwärtige unangenehm ist, so erwartet man die Zukunft mit Verlangen. Dem Wartenden aber dünkt immer die Zeit lang. Ueberdies ist in solchen Zuständen das Gemüth gemeiniglich nur mit einer, oder mit wenigen Ideen beschäftigt, und entbehrt derjenigen Abwechslung und Lebhaftigkeit in seinen Gedanken und Empfindungen, welche eigentlich zeitverkürzend, und der langen Weile entgegengesetzt ist. Für den Kummerhaften nehmen alle Gegenstände eine schwarze Farbe an. Dadurch verlieren sie aber zugleich ihre Mannichfaltigkeit, werden einförmig und langweilig. Warten zu können,

nen, ist also eine wesentliche Eigenschaft jedes Geduldigen.

157. Die Regel mit seiner ganzen Seele da zu seyn, wo man mit seinem Körper ist, ist vortrefflich fürs Ertragen, so wie für das Vollbringen der Dinge.

158. Die Betrübniſs über den Verlust geliebter Personen, ist, weil sie aus Zärtlichkeit des Herzens entsteht, unter allen unangenehmen Empfindungen die edelste. — — Die damit verbundene Gelaſsenheit entsteht entweder aus der Zartheit des Herzens und der Empfindung selbst, oder sie ist ganz das Werk der Vernunft, der Religion, und der Ergebung in den göttlichen Willen.

159. Es ist natürlich, daſs die religiösen Empfindungen sich bey dem Tode unsrer Freunde leicht mit den wehmüthigen vermischen, und also zur Mäſsigung derselben dienen. Jene groſse Veränderung in dem Daseyn und Schicksale der Menschen, welche die Ursach unsres Verlustes, und der Gegenstand unsrer Klagen ist, führt gerade

zu

zu auf den Urheber unsres Daseyns, und den Herrn unsrer Schicksale.

160. Von den meisten Uebeln, die uns quälen, macht die Furcht eine gute Hälfte aus. Wenn wir immer das Gegenwärtige, welches wir empfinden, von dem Künftigen, welches wir besorgen, in unsren Vorstellungen absondern könnten, so würden nur wenige Leiden übrig bleiben, die unerträglich wären. Aber so ängstigt uns das mögliche Schlimmerwerden noch weit mehr, als uns dasjenige weh thut, was wirklich schlimm ist. Diese Angst vergiftet nicht nur unser Blut, und unsre Säfte vom neuen, sondern giebt auch dem Gemüthe denjenigen besondern Hang zur Ungeduld, der aus der unruhigen Erwartung der Zukunft, und aus den Gefühle der zögernden Zeit entsteht.

161. In Erwartung einer bessern Zukunft erträgt der Mensch manches Uebel geduldig, und so gar mit Heiterkeit, welches gros genug ist, einen Menschen, der

die

die Hoffnung aufgegeben hätte, über den Haufen zu werfen.

162. Nichts ist, was die Geduld im Leiden so sehr befördert, als das Bewustſeyn eines wohlgeführten Lebens.

163. Eine schon zuvor bey guten Tagen in der Seele herrschende Ruhe und Gleichmüthigkeit, ist eine nothwendige Bedingung, ohne welche es schwer wird, die Leiden, wenn solche eintreten, geduldig zu ertragen. Vorwürfe aber, die man sich selbst macht, bestürmen das Gemüth sehr, und machen es zu allen Arten von Leidenschaften fähig. Selbstzufriedenheit hingegen ist ein Balsam, welcher lindert und stärkt, und die Seele weniger verwundbar macht.

164. Was bey den Kränkungen, welche Menschen uns anthun, der Zorn ist; das ist bey den Schlägen des Schicksals die Ungeduld. Auch diese letztern setzen das Gemüth in gröſsere oder kleinere Unruhe, nach dem Maaſse, als es zuvor schon zerrüttet, oder in Ruhe war. Nichts aber kann

diesen Ruhestand des Gemüths auf eine dauerhaftere Weise bestimmen, als Vorstellungen, welche sich auf das eigne Selbst des Menschen beziehen, die ihm also immer beywohnen, oder sich bey der kleinsten Veranlafsung erneuern.

165. Selten überfällt den Menschen eine Krankheit, selten widerfährt ihm ein grosser Verlust, oder ereignet sich ein Sterbefall der Seinigen, ohne dafs er sich eine Menge Möglichkeiten vorstellt, wie er bey anders genommenen Maafsregeln, bey einer veränderten Aufführung, dem Uebel hätte vorbeugen, und den Verlust vermeiden können. Dies ist oft Täuschug. Es kann sehr ungerecht seyn, sich Vorwürfe zu machen, dafs man nicht nach Einsichten gehandelt hat, die man erst nach dem Erfolge, und durch denselben erlangen konnte. Aber so viel sieht man doch daraus, dafs es dem menschlichen Gemüthe natürlich ist, bey Empfindungen der Unlust an seine vergangenen Handlungen zu denken, — das Vernünftige und Pflichtmäfsige derselben zu untersuchen, und in der Zufriedenheit mit

seinem

seinem Verhalten, Trost, oder in der Mifsbilligung derselben neue Qualen zu finden.

166. Ein sehr empfindlicher Stachel ist dem Schmerze und dem Unglücke benommen, wenn sie von der Reue und dem Unwillen über uns selbst getrennt werden können. — Schon das ist ein grofser Trost, wenn man sich von der Schuld, das Uebel sich selbst zugezogen zu haben, frey sprechen kann. So gar ist es für den, der Geduld zu üben, sich vorsetzt, oft eine nothwendige Regel, dafs er begangene Fehler, deren traurige Wirkungen er fühlt, zu vergefsen suche, damit er nicht, von dem Verdrufse über dieselben aufser Fafsung gebracht, neue Fehler begehe, und das gegenwärtige Uebel durch leidenschaftliche Ausbrüche einer unzeitigen Reue vergröfsere.

167. Das unmittelbarste Hülfmittel der Geduld, in so fern sie eine moralische Tugend ist, ist die freywillige Uebung — der Vorsatz, — der Gedanke von Pflicht. — Das eigentliche Principium, woraus sie

entsteht, mufs, wenn sie Tugend seyn soll, der feste Wille seyn, die Geduld als eine moralische Pflicht auszuüben.

168. Die Geduld ist die einzige Eigenschaft, die den Leidenden der Gesellschaft, in der er lebt, noch liebenswürdig macht, und ihm dagegen ihre Hülfe sichert. Sie ist auf der andern Seite der untrügliche Beweis einer moralischen Stärke und Erhabenheit des Geistes, da sie den gröfsten Widerstand, welchem Vernunft und Freiheit ausgesetzt ist, überwindet. Die Wirksamkeit der erstern kann nicht bestehen, wo die Vorstellungen verworren und undeutlich sind; — wo das Nachdenken geschwächt, und die Aufmerksamkeit zerstreut ist: Die Ausübung der letztern findet, unter der Mannigfaltigkeit und Heftigkeit streitender Begierden nicht Statt. — Die Geduld erhält dem Menschen den Gebrauch dieser seiner beyden edelsten Principien, worauf seine moralische Würde beruhet, wenn irgend etwas fähig ist, sie ihm zu sichern.

169. Die ganze Einrichtung der Welt ist so gemacht, mein Körper ist so gebaut, der Einfluſs der Elemente ist von der Beschaffenheit, die Verfaſsungen der Gesellschaft, in welcher, und die Leidenschaften der Menchen, unter welchen ich lebe, sind von solcher Art, und von solchen Folgen für meinen Zustand, daſs es unmöglich ist, mein ganzes Leben ohne Schmerz, ohne Krankheiten, ohne Verdruſs, und ohne Unfälle hinzubringen. Ich muſs also für diese Zeiten meines Daseyns, wo so natürliche, und so gewiſs vorherzusehende Umstände eintreten werden, eben so gut Vorkehrungen treffen, als für jede andere Periode deſselben. Ich muſs, als ein weiser Mann, eben so wol darauf denken, wie ich mich auf meinem Krankenlager, bey einem Verluste meines Vermögens, bey einer Kränkung meiner Ehre, bey dem Absterben eines Freundes, bey einer Fehlschlagung meiner Absichten schicklich betragen werde, als ich darauf denken muſs, wie ich meine Amtsgeschäfte gut verwalten, mein Haus vernünftig regieren, und der Gesellscaft im Umgange

gange gefallen soll. In jene Umstände komme ich eben so gewifs, als in diese. Ja es ist so gar ungewifser, welche Gelegenheiten zum Handeln und Thätigseyn, als welche Anläfse zum Leiden mir bevorstehen. Ich kann mit mehr Sicherheit voraussehen, dafs ich in dem ganzen Laufe meines Lebens zuweilen krank seyn, — Verdrufs oder Betrübnifs haben werde, als dafs ich als Richter, als Arzt, als Lehrer, oder auch nur als Hausvater und geselliger Freund, werde beschäftiget seyn können. Warum sollte Pflicht und Tugend nur allein den activen Theil des menschlichen Lebens sich gleichsam zugeeignet haben, und dem paſsiven, der eben so beträchtlich ist, fremd seyn? Warum sollte sich Vollkommenheit des Menschen nicht in diesem eben so wol, als in jenem, zeigen können?

170. Dafs die vorsätzliche Verminderung der innern Unruhe der Seele, bey äufsern unangenehmen Eindrücken, — und die dadurch bewirkte Mäfsigung oder Zurückhaltung der

der Ausbrüche des Schmerzes, die Verpflichtnng des Leidenden ausmache; das muſs dem denkenden Manne sogleich einleuchten. Es ist das Einzige Zweckmäſsige, es sey, daſs man die Linderung des Uebels selbst zu diesem Zwecke annimmt, oder daſs man ihn in die Beobachtung derjenigen Pflichten gegen andere setzt, welche noch in dem Zustande des Leidens möglich sind.

171. Alle Gedanken und Handlungen des Gemüths, die zur Ungeduld gehören, sie mögen in Murren, oder in Klagen ausbrechen, sie mögen Unwillen oder Angst und Niedergeschlagenheit anzeigen, helfen dem Uebel in unsrer Welt so wenig ab, als bey vernünftigen Eltern dem unartigen Kinde sein Geschrey hilft. Wo sie nicht unvermeidlich sind, da sind sie allemal unvernünftig. Umgekehrt lindert jede Ruhe, die man seinem Körper, oder seinem Geiste zu geben weiſs, den Schmerz, und macht, wenn Heilmittel zu finden sind, diese kräftiger; oder be-

beschleunigt, wenn die Natur allein helfen muſs, ihre wohlthätigen Bestrebungen.

172. Bey der Verwirrung des Gemüths, in welche die Ungeduld versetzt, fällt alles Theilnehmen an anderer Menschen Angelegenheiten, Freuden und Betrübniſs, weg. Diese Theilnehmung ist aber durchaus nothwendig, wenn ein Mensch die Pflichten der Geselligkeit ausüben, und seinen Nebenmenschen nützlich oder angenehm werden soll.

173. Jemehr man davon überzeugt ist, daſs es zum Character eines edlen und guten Mannes eben so sehr gehöre, das Böse, wenn es unvermeidlich ist, zu ertragen, als es zu hintertreiben, wenn man kann, und das Gute, wenn sich Gelegenheit dazu findet, zu befördern; — für je unverbrüchlicher man die Vorschrift der Vernunft und Natur erkennt, sich der Klagen, die nichts helfen, und des Murrens, welches eine Undankbarkeit gegen die empfangenen gröſsern Wohlthaten in sich schlieſst, zu enthalten, und seine noch ühri-

übrigen Kräfte, die man in Ungeduld vollends verzehren würde, auf die Abwendung des Uebels zu richten; desto mehr wird man in sich selbst Stärke und Muth zum Kampf gegen das Uebel finden.

174. Der, welcher sagt, es ist ein Gott, sagt zugleich, die Welt hat einen Zweck, und dieser Zweck ist die Glückseligkeit der empfindenden Geschöpfe. — — Von dem Begriffe Gott, kann also die Vorstellung nicht getrennt werden, dafs die ganze Natur unaufhörlich zu unsrem Wohl arbeite. Wenn wir aber doch Unlust und Schmerz antreffen, so müfsen sie mit der Freude und Glückseligkeit, auf irgend eine, wenn auch für uns noch so verborgene Art, zusammen hängen.

175. Das Gute und Böse in der Welt nach Erfahrungen zu berechnen, ist für uns unmöglich. Aber wenn wir einen Gott glauben, so ist das Resultat davon à priori schon ausgemacht; das Gute mufs das Böse weit übertreffen; es sey nun, dafs das Gute vorangehe, oder das Böse begleite, oder auf dafselbe, und aus demselben folge. Die beyden ersten Ideen können dazu die-

A, unser Gemüth vor zu finstern Darstellungen der gegenwärtigen Welt und unserer Schicksale in derselben zu bewahren; aber nur die letzte, kann uns positiven Trost im Unglück gewähren.

176. Auf die Zukunft ist der Blick des Unglücklichen vornehmlich gerichtet. Die Erinnerung, dafs er glücklich gewesen sey, kann ihm die Ungerechtigkeit seiner übertriebenen Klagen beweisen: aber nur die Wahrscheinlichkeit, dafs ihm Glückseligkeit noch bevorstehe, kann das Gemüth desselben wirklich erheitern.

177. Von dem Einflusse der in Ewigkeit fortwirkenden Naturgesetze auf uns, — von ihrer Beziehung auf unser Wohl und Weh, haben wir ohne Religion gar keine Versicherung. — — Wenn aber Verstand und Güte, wenn intellectuelle und geistige Kräfte, ähnlich denen, deren Natur und Richtung wir aus uns selbst kennen, sich in die Anordnung des Weltganzen mischen; wenn sie so gar die ersten und vornehmsten Ursachen seines Baues, und seiner Revolutionen sind: dann ist es möglich, auch etwas von einer Zukunft zu wissen, die wir nie-

niemals erfahren haben, und dieses Etwas ist tröstlich. — In der Natur solcher Kräfte liegt zugleich die Bestimmung des Ziels, auf welches alle ihre Wirksamkeit gerichtet ist. Dieses Ziel ist die Glückseligkeit aller Wesen, die einer Glückseligkeit fähig sind, und also auch der unsrigen.

178. Durch zwey Betrachtungen stärkt die Religion den Muth und die Geduld des Gottesverehrers. Erstlich, indem sie ihm die stärkste Vermuthung giebt, dafs in dem Uebel selbst eine Ursach des Guten liege, — dafs auf das Elend Glückseligkeit folgen, und diese überwiegend seyn werde. Zweytens, indem sie ihm die Ergebung in den göttlichen Willen, als eine Hauptpflicht und die edelste Eigenschaft des menschlichen Geistes vorstellt.

179. Wenn eines Menschen einzelne und aufzuzählende Wünsche alle befriedigt sind, oder ihm die Hoffnung zu allen abgeschnitten ist; so bleibt ihm doch noch das Verlangen nach höherer Glückseligkeit überhaupt übrig. Auch ohne die Hoffnung dieses oder jenes besondern Gutes,

tes, kann ihn noch die Verbeſserung seines Zustandes im Allgemeinen trösten. Und dieser, in der menschlichen Natur ebenfalls liegende Wunsch kann nur auf Gott gerichtet seyn: Nur Gott kann dieser zwar unbestimmten, aber nie versiegenden Hoffnung, Nahrung geben.

180. Wenn der Gedanke von unendlicher Macht mit gleicher Weisheit und Güte in Einem Wesen verbunden; — wenn der Gedanke von der Beziehung dieses Wesens auf uns, als ersten Urhebers unres Daseyns, und Anordners unsrer Schicksale, in der Seele lebhaft wird: so kann es nicht fehlen, sie muſs blos durch ihn besänftiget werden, wenn sie niedergeschlagen ist,

181. Der Begriff Gott vereiniget alles Gute, was in der Natur ist, unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspunckte. Es sind nicht zerstreute Zufälligkeiten, sondern es ist ein allgemeiner, zusammenhängender Plan, durch welchen uns und allen Menschen Leben und Glückseligkeit zu Theil wird, Alles Gute fliest aus einer gemeinschaftlichen Quelle, dem Verstande und

Wil-

Willen dieses Wesens aus. In der G
seligkeit, als dem letzten Ziele, verein
sich alle Operationen der Natur. Dieses giebt der ganzen Welt eine höhere Würde, und zugleich ein fröhlicheres Ansehen: eine Empfindung, wodurch auch unsre Leiden, wenn sie uns nicht ganz betäuben, erträglicher werden.

182. Aufser dem vermehrten Trost giebt die Religion noch eine vermehrte Verpflichtung, geduldig zu seyn. Die Pflichtmäfsigkeit der Geduld erhellt daraus, weil sie das einzige schickliche Betragen beym Leiden ist. Aber wenn kann wol der vernünftige Mann diese Schicklichkeit mit vollerer Ueberzeugung einsehen; — wenn kann er die Geduld für eine zu seiner Natur so pafsende Tugend, und die Ungeduld für eine, ihm so übel stehende Leidenschaft anerkennen, als wenn er selbst, mit seinen Schicksalen, unter der Direction der höchsten Güte und Weisheit zu stehen glaubt; und wenn er in der Zukunft eine glückliche Auflösung der Schwierigkeiten erwartet, von denen er hier beängstiget wird!

183.

183. Alle Pflichten, die wir aus der Religion herleiten, sind darauf gegründ- dafs wir wollen sollen, was Gott will. Nun will aber Gott, nach den Begriffen, die wir uns von ihm machen, zweyerley. Er will erstlich diese Einrichtung der Welt, die wir sehen; — denn sonst würde eine andere vorhanden seyn: — oder wir müfsten ihm keinen Einfluſs auf dieselbe zuschreiben, wodurch der Begriff der Gottheit vernichtet würde. Er will zweytens das Wohl empfindender und denkender Wesen. Dies lehren uns die für sie so wohlthätigen Einrichtungen der Natur; und dies lehrt uns die Natur eines vollkommenen Geistes. Wenn unser Wille also mit dem göttlichen übereinstimmen soll; so müssen wir mit der Welt, die er gemacht hat, zufrieden seyn; und wir müfsen den Menschen, welchen er wohl will, Gutes thun.

184. Zufriedenheit und Gemeinnützigkeit sind — die beyden Hauptbestandtheile, welche, so wie den guten moralischen Character überhaupt, so insbesondere den religiösen ausmachen. Jenes ist

die

die leidende, dieses die thätige Tugend. Jene nimmt alles, was dem Menschen durch die Wirkung äufserer Ursachen widerfährt, so auf, wie sie es aufnehmen mufs, da es von der Urquelle alles Guten, dem einsichtsvollsten, und besten Wesen, herkommt. Diese wirkt in allem, wo der Mensch frey handelt, so wie er wirken mufs, wenn die Geschöpfe seines Willens und seiner Kraft, mit der göttlichen Schöpfung in Harmonie seyn, und wenn seine Absichten sich mit den Absichten der höchsten Güte vereinigen sollen.

185. Zufriedenheit mit den Einrichtungen der Welt, mitten im Zustande des Leidens, — ist die höchste edelste Geduld, weil sie auf die weitesten Aufsichten, und die erhabensten Betrachtungen über die Natur und ihren Urheber gegründet ist. Sie ist auch die sicherste und aushaltendste, weil sie in einer Disposition des Gemüths besteht, die sich auf alle Zustände des Lebens bezieht, und in allen geübt werden kann. Der, welcher sich gewöhnt hat, sich selbst, sein Leben, und alle Vorfälle desselben immer als einen Theil derjenigen Welt,

die

die das gute Werk eines guten Gottes ist, zu betrachten, in deſsen Gemüth wird überhaupt eine gröſsere Gleichmüthigkeit herrschen. Seine Fröhlichkeit bey glücklichen Umständen wird nicht übermüthig seyn: denn die religiöse dankbare Freude ist ernsthaft und bescheiden. Sein Schmerz bey widrigen Zufällen wird ihn, so lange er ihn nicht völlig übermannt, nicht ungeberdig und unwillig machen: denn die Ehrfurcht vor seinem Schöpfer macht ihn demüthig und stille.

185. Kann es wol eine höhere Vollkommenheit des Menschen geben, als diese, wenn er bey allen abwechselnden Zuständen seines Lebens sich fest an das Gute hält, — es zu befördern sucht, so lange er seine Kräfte brauchen kann, — und es in Gott, der Urquelle deſselben aufsucht, so bald er, ohne selbst wirken zu können, sich den Veränderungen die in und mit ihm vorgehen, leidentlich überlaſsen muſs!

Elegie

am Grabe

meines am 18ten April 1806.

verewigten Sohns

Johann August Donndorff

Mitglieds der ersten Klasse

des

Fürstlichen Gymnasiums.

Von

seinen hinterbliebenen Freunden.

Ach! so bist Du denn doch zerknickt, Du herrliche Blume!
Früh schon dahingewelkt, nicht mehr die Zierde der Flur!
Donndorff, blühender Jüngling, Du bist gefallen, es sinket
Grofse Freude mit Dir, herrliche Hoffnung dahin!
Einziger, guter Sohn des besten Vaters, der besten
Mutter, es sinket mit Dir herrliche Hoffnung dahin!
O wie strebte so rasch Dein Geist im Gebiete des Wifsens

Sich zur Wahrheit empor! o wie durch-
irrt' er so gern
Jene so reizende Fluren, wo einst der Mäo-
nische Seher,
Wo Virgil und Horaz, sangen den Zau-
bergesang.
Ihnen Dich nachzuschwingen, wie wuchs
Dir so schnell das Gefieder,
Und wie glücklich und kühn war nicht
so mancher Versuch!
Ach, es ist alles dahin! Dein Drang, Dein
Streben nach Einsicht,
Dein so kühner Entwurf — Ach, es
ist alles dahin!
Einziger trefflicher Sohn des besten Vaters,
der besten
Mutter, es sank mit Dir herrliche Hoff-
nung ins Grab.
Wir — ach, denen Du Freund und Muster
warest, o August!

Winden betäubt um den Arm schweigender Trauer Symbol;
Tragen Dich weinend zur Gruft, wo Deine Hülle vermodert;
Werfen den Lorbeerkranz, den wir Dir flochten, hinein;
Pflanzen Cypressen ums Grab und Rosen, die Blume der Unschuld,
Ach es ist alles dahin! — Tod du zerreissest das Herz! —
Horcht! woher der Gesang! Vernehm ich Hymnen der Engel?
Horcht, sie rufen uns zu, freundlich und süfs ist ihr Ruf;
„Was ihr begrubet ist Staub; der Geist ist entfeſselt, wir leiten
„Ihn, zum höhern Beruf, in die Gefilde des Lichts.“
Hört den tröstenden Ruf, Du Vater, Du Mutter, Du Schwester,

Freunde, Verwandte hört — höret den tröstenden Ruf!
Kehrt mit erleichtertem Herzen zurück vom Grabe des Staubes,
Was ihr begrubet ist todt — was ihr beweinet, das lebt!

BT901.T5
Theon :
Andover-Harvard 000894597
3 2044 077 905 396